G. Chr. Lichtenbergs Verhältnis zur Philosophie.

G. Chr. Lichtenbergs Verhältnis zur Sprachphilosophie.

Inaugural-Dissertation
zur
Erlangung der Doktorwürde
der hohen
Philosophischen Fakultät
der
Kgl. Schlesischen Friedrich Wilhelms-Universität
zu
Breslau
eingereicht und mit ihrer Genehmigung veröffentlicht von

Walther Matz.

Sonnabend, den 20. Dezember 1913, vormittags 10 Uhr
im Musiksale der Universität
Vortrag:
„Plato und die Kunst"
und Promotion.

Berlin.
Mayer & Müller.
1913.

Gedruckt mit Genehmigung der hohen philosophischen Fakultät der Königlichen Universität zu Breslau auf Antrag von Herrn Professor Dr. Eugen Kühnemann.

Referenten: Professor Dr. E. Kühnemann, Geheimrat Professor Dr. Max Koch, Professor Dr. Otto Schrader.

Die mündliche Prüfung fand am 9. Juli 1913 statt.

Mit Erlaubnis der hohen Fakultät erscheint zunächst als Dissertation „Lichtenbergs Verhältnis zur Sprachphilosophie". Die ganze Arbeit „G. Chr. Lichtenbergs Verhältnis zur Philosophie" erscheint im Verlage von Mayer und Müller, Berlin 1914. —

Lebenslauf.

Ich Karl, Emil, Walther Matz, evangelischer Confession bin am 1. Juli 1890 in Breslau geboren als jüngster Sohn des verstorbenen Kircheninspektors Pastor prim. Hermann Matz und seiner Ehegattin Katharina Rumpelt, genoß den ersten Schulunterricht bei Herrn Dr. Karl Mittelhaus in Breslau von Ostern 1896 bis 1901; von da ab besuchte ich das Königliche Friedrichs-Gymnasium zu Breslau, wo ich Ostern 1909 das Reifezeugnis erhielt. Am 19. April 1909 bei der philosophischen Fakultät in Breslau immatrikuliert studierte ich hauptsächlich Sprachen Litteraturgeschichte und Philosophie und besuchte die Vorlesungen der Herren Professoren und Dozenten: Appel, Baumgartner, Hoenigswald, Koch, Kramer, Kühnemann, Kükenthal, Leonhard, A. O. Meyer, Alfred Pillet, André Pillet, Preuß, Rigal, Sarrazin, Wilh. Schmidt (†), Schrader, Siebs, Stern, Stoy, Supan und nahm an den Seminarübungen der Herren Professoren: Baumgartner, Hoenigswald, Koch, Kühnemann, Schrader, Siebs, Stern, teil.

Allen meinen Lehrern danke ich die mannigfachsten Anregungen, ganz besonders fühle ich mich Herrn Geheimrat Koch verpflichtet, der mich zu dieser Dissertation angeregt, Herrn Professor Hoenigswald, der durch rege Anteilnahme meine Arbeit wesentlich gefördert, und Herrn Professor Kühnemann, der nach seiner Rückkehr aus Amerika die Arbeit vor der Fakultät vertreten hat, da aus der ursprünglich literarhistorischen sich allmählich eine mehr philosophische entwickelt hatte.

Inhalt:

2. Teil.

Sprachphilosophie.

Wenn von Lichtenbergs Bedeutung für die Sprachphilosophie gehandelt werden soll, so bedarf dieser Begriff erst der Bestimmung: Sprachphilosophie kann natürlich nur die Philosophie der Sprache sein, d. h. sie kann einmal die erkenntnistheoretischen Grundlagen erwägen, welche die Sprachwissenschaft als Wissenschaft begründen, sie kann die Psychologie des Sprechenden und des Hörenden, sowie die Psychologie der Sprachgemeinschaften (Massen-Psychologie) erforschen. Sie kann die Beziehungen der Logik zur Sprachwissenschaft herausarbeiten, und schließlich kann sie eine Aesthetik des Wortes und der Sprache begründen wollen.

Man ist heute gewöhnt, nur von Sprach p s y ch o l o g i e zu sprechen, weil alles sprechen einen seelischen Vorgang voraussetzt, der nur Gegenstand der Psychologie sein könnte. Indessen ganz unbewußt führt die Entwicklung der Wissenschaft zu der Einsicht in die Haltlosigkeit dieser gewollten Einseitigkeit.

Man will zwar immer noch nicht einsehen, daß die Sprachwissenschaft einer philosophischen Begründung bedarf, wie jede andere Wissenschaft; und es wird noch heute viel über Styl geschrieben und die verschiedensten Meinungen ausgetauscht, ohne daß man daran dächte, auf Grund einer philosophisch fundierten Aesthetik an dieses Problem heranzutreten, ganz zu geschweigen, daß man die Beziehungen von Logik und Sprache als Problem anzusehen begönne.

Wenn der heutige Denkpsychologe in Schwierigkeiten gerät, gerade da, wo sprachliche Momente in das Problem hineinspielen, so drängt sich hier wieder das alte Problem in den Gesichtskreis: Wie verhält sich Sprache zu dem

Gemeinten, zu dem Begriff bzw. dem Gegenstand, den man bezeichnen will.

Schon Plato hat das Problem in seiner Weise verwendet. Für ihn wird die Frage: Wie verhält sich Wort zur bezeichneten Sache? zu dem Problem: Wie kann ich aus der Sprache die Dinge erkennen? Denn für Plato ist Wort und Begriff identisch (λόγος). So erwächst aus diesem Erkenntnisbedürfnis heraus die Etymologie als eine Forschung nach dem Wahren, ἔτυμον. (Kratylos).

Es ist hier nicht der Ort, alle die Irrwege, die diese Annahme zur Folge haben mußte, aufzusuchen. Schon die Alexandrinischen Grammatiker sind sich des Problemes des Verhältnisses von Logik (bzw. Psychologie) und Sprache wieder bewußt geworden und haben in ihrer Grammatik eine Durchkreuzung von sprachlichen und logischen Momenten entstehen lassen, die durch die Scholastik und die mittelalterliche Grammatik sich bis in unsere Tage erhalten hat; noch heute arbeitet die vulgäre Grammatik mit logischen, bzw. pseudo-logischen Kategorien z. B. „Subjekt“, „Prädikat“ ꝛc.

Und es ist vielleicht bei dem grundsätzlichen und doch z. T. prinzipienlosen Ablehnen dieser Art Grammatik und der Betonung der historischen Grammatik in der modernen Philologie gerade das Problem des Verhältnisses von Sprache und Philosophie ins besondere zur Logik nicht gesehen worden.

Leibniz' Charakteristika universalis.

Eine neue Stufe in der Betrachtung des Problems der Sprachphilosophie brachte Leibniz, dessen Problemstellung an Platos erinnert. Für Plato war freilich Wort und Begriff noch nicht theoretisch geschieden; für Leibniz dagegen bestand das Problem darin: Von allem speziell-sprachlichen abzusehen und einen adäquaten Ausdruck für die Gedanken zu finden.

Diese Ausdrucksweise sollte auf mathematischem Wege ermöglicht werden. Jedenfalls sollte es eine Sprache sein, d. h. ein adäquater Ausdruck des Gedachten. Es müßte

also von allen besonderen Sprachen (Deutsch, Lateinisch, Französisch 2c.) abgesehen werden. Es sollte eine allgemein verständliche Sprache sein, die die Vorzüge aller Sprachen in sich aufnähme und so das Maximum alles Sprachlichen darstellte; es sollte eine Idealsprache sein, eine „Characteristica universalis".

Die sprachlichen Mittel würden ein „Gedankenalphabet" sein. Zugleich sollte dieses Gedankenalphabet auf Grund seiner mathematischen Formelhaftigkeit wie die Mathematik selbst neue Erkenntnisse ermöglichen.

Platos Gedanke, aus der Sprache Erkenntnisse (nichtsprachliche) zu gewinnen, kehrt also hier wieder, nur in moderner Form: Es wird von dem Zufälligen der Natursprachen abgesehen und eine mathematisch fundierte Sprache gesucht. Prinzipiell aber ist es derselbe Gedanke, ein Gedanke, der, wie Leibniz selbst erwähnt, an die Ars magna Lulliana erinnert, der ebenfalls — durch Kombination — neue Erkenntnisse zu gewinnen sucht. Freilich sieht Leibniz von allem speziell-sprachlichen ab und sucht etwas Neues, eine „Kunstsprache" wie R. M. Meyer*) es genannt hat.

Eine Sprache aber sollte es immer noch sein. Es sollte ein Verständigungsmittel sein. Die Beziehung von Begriff und Ausdruck würde nicht aufgehoben, sondern vervollkommnet werden. Diese Beziehung zwischen Begriff und Ausdruck ist in jeder Sprache verschieden und tritt in den verschiedenen Sprachen verschieden glücklich in Erscheinung. Die Leibnizische Sprache aber sollte die absolut vollkommenste Ausdrucksmöglichkeit darstellen und daher absolut allgemein verständlich sein und zugleich den höchsten wissenschaftlichen Anforderungen einer „Kunstsprache" genügen.

Somit kommt Leibniz naturgemäß von dem Problem des Verhältnisses der besonderen Sprache zur Philosophie ab, und hier knüpft Lichtenberg an. Sein Verdienst ist es, die Idee Leibniz' aufgegriffen und auf die Sondersprachen angewandt zu haben.

*) Indogermanische Forschungen Bd. 12.

Er hat also versucht, den Gedanken einer Sprache, die von allem speziell-sprachlichen absieht, aus Elementen aufzubauen, die einer Sondersprache entstammen. Darin lag eine Aufhebung des Leibnizischen Gedankens. Lichtenberg aber kam bei diesem Bestreben auf recht fruchtbare Fragen, die, wenn sie bekannt geworden wären, der Entwicklung der Sprachwissenschaft vielleicht ganz andere Wege hätten weisen können.

Indessen ging die Entwicklung der Sprachwissenschaft ganz andere Bahnen, indem sie von dem Grenzgebiet zwischen Philologie und Philosophie auf das der Sprachwissenschaft allein sich zurückzog, und zunächst das Problem der Entstehung der Sprache zu erfassen suchte und dabei durch die dazu nötige Vergleichung verschiedener Sprachen die vergleichende Sprachforschung geschaffen hat.

Es ist kein Zufall, daß die moderne Indogermanistik darauf besonders Wert legt, daß sie nicht nur die Sprachen studiert, sondern „Worte und Sachen" in Beziehung setzt. Das Programm „Wörter und Sachen" bedeutet zugleich ein Aufnehmen des alten Problems von dem Verhältnis der Sprache zur Philosophie, wenn auch bis jetzt das Problem noch nicht ausdrücklich behandelt wird.

Aber schon will es scheinen, als sollte auch von seiten der Philosophie das Problem neu formuliert werden. Die moderne Denkpsychologie kommt um das Moment der Bedeutung nicht herum, d. h. sie trifft auf die Schwierigkeit der sprachlichen Formulierung des Erlebnisses d. h. auf das Problem des Verhältnisses von sprachlichem Ausdruck zu dem, was damit gemeint ist, der Bedeutung, dem Gegenstand oder allgemein gesagt der Sache.

So scheinen diese beiden Wissenschaften auf dasselbe Ziel hinzusteuern, ein Ziel, das Leibniz herausgestellt hat, und das Lichtenberg in seiner Weise zu fördern suchte. Dessen Versuche daher zu kennen, zum wenigsten von historischer Bedeutung ist.

Lichtenbergs Problemstellung.

Zunächst muß natürlich von den Anregungen ausgegangen werden, die Lichtenberg zu dem Problem geführt haben.

Leibniz' Charakteristika war oben kurz skizziert worden. Mit der ersten Bemerkung Lichtenbergs darüber tritt das eigentliche Problem zu Tage: A. 3 *) : „Um eine allgemeine Charakteristik zu Stande zu bringen, müssen wir erst von der Ordnung in der Sprache abstrahiren." Lichtenberg fühlt, daß Leibniz' Charakteristika von allen sprachlichen Gegebenheiten absieht und eine neue Sprache zu schaffen sucht.

Lichtenberg kann aber des Wortes „Sprache" wegen nicht von dem, was man sonst darunter versteht, loskommen, und sucht die Charakteristika Leibniz' mit den einzelnen Sprachen in Einklang zu setzen.

Noch ziemlich in Anlehnung an Leibniz heißt es weiter: „Eine solche Sprache die Begriffen folgt, müssen wir erst haben, oder wenigstens für besondere Fälle suchen, wenn wir in der Charakteristik fortkommen wollen."

Lichtenberg sucht also eine Sprache, die den Begriffen *folgt*, d. h. die nicht mit den Begriffen identisch ist, was Leibniz plante. Das ist der entscheidende Unterschied. Leibniz' Charakteristik sollte und konnte nur ein Gedankenalphabet sein, Lichtenberg aber sucht eine Sprache, die diesem Gedankenalphabet *folgt*. Damit war natürlich gegeben, daß die Lichtenbergische Sprache ebenso universal sein sollte, wie Leipniz' Gedankenalphabet. Lichtenberg selbst sagt von seiner Sprache: „Weil unsre wichtigsten Entschlüsse, wenn wir sie ohne Worte dencken, offt nur Punckte sind, so wird eine solche Sprache ebenso schwer seyn zu entwerfen, als die andere, die daraus gefolgert werden soll", nämlich Leibniz' Gedankenalphabet. Das Wort „Punkt" bedeutet in diesem Zusammenhange freilich eine Μετάβασις εἰς ἄλλο γένος, aber gemeint ist jedenfalls etwas, das sich nicht in merklich zeitlicher Dauer (Linie zu Punkt) vollzieht, und deshalb

*) bezgl. der Abkürzungen vgl. Litteraturnachweis Nr. 22.

schwerlich Gegenstand sprachlicher Formulierung sein kann: das, was Husserl den „Akt“ nennt.

Interessant ist das Herausheben des punktuellen, bzw. linearen Erlebens, eine Unterscheidung, die an Meinong erinnert.

Von Lichtenberg aber wird der zeitlose Akt und die zeitliche Erfassung des Aktes verwechselt. Denn gerade der zeitlose Akt soll sprachlich formuliert werden, nicht der psychologische Prozeß des Erlebens. Da aber die sprachliche Formulierung ihrerseits an die Zeit gebunden ist, so interferieren hier drei Faktoren: Einmal der psychologische Prozeß in der Zeit, dann der zeitlose Akt des Bewußtwerdens, drittens die sprachliche Formulierung, die als solche zeitlich bestimmt ist.

Somit wäre das erste Problem herausgestellt: Wie läßt sich für die Charakteristika universalis eine Entsprechung auf speziell-sprachlichem Gebiete finden?

Dieses Problem ist schief gestellt. Denn das war gerade das Entscheidende bei Leibniz, daß er von allem speziell-sprachlichen absieht und absehen muß, wenn der Gedanke als solcher ausgedrückt werden soll. Ein projizieren auf speziell-sprachliches hebt den Leibnizischen Gedanken auf. Dennoch aber sind Lichtenbergs Versuche bedeutsam, da sie schon Probleme berühren, die gerade in neuester Zeit erst in den Gesichtskreis treten.

Letzthin ist die Charakterstika universalis ein System gedanklicher Relationen und so kann die Frage auch so formuliert werden: Wie verhält sich Sprache zu gedanklichen Relationen? — Daß Lichtenberg diesen Gedanken gedacht hat, ergibt sich aus den bald auf die obige Stelle folgenden Aeußerungen, die das Verhältnis von Wort zu Gedanke beleuchten.

Verhältnis von Wort zu Gedanke.

Er spricht: A. 22 von dem Einfluß des Styls (d. h. der Sprache) auf unsere Gesinnungen und Gedanken. Er meint damit, daß eine ungenaue (methaphorische) Ausdrucksweise eine falsche Vorstellung nach sich führe. Die Frage der Metapher hat Lichtenberg wohl in Anlehnung an Lessing sehr

interessiert; es soll später im Zusammenhange darauf eingegangen werden.

Zunächst geht soviel als bestimmt hieraus hervor, daß Lichtenberg die Differenz zwischen Gedanke und sprachlicher Formulierung als selbstverständlich annimmt. Es geht das so weit, daß er B. 82. sagt: „Da wo einen die Leute nicht mehr können denken hören, da muß man sprechen, sobald man dahin kommt wo man nun wieder Gedanken voraussetzen kan, die mit unsern einerlei sind, da muß man aufhören zu sprechen."

Die Voraussetzung, daß der andere einen denken „hören" könne, ist wohl so gemeint, daß auf Grund dessen, was der eine sagt, in dem andern gar keine anderen Vorstellungen bzw. Erlebnisse erweckt werden können als solche, die dieselbe Bedeutung (!) haben, wie die, welche der Sprechende zu formulieren suchte.

Hierin liegt also das Problem verborgen: woher weiß der Sprecher was der Zuhörer denkt? Doch nur auf Grund eindeutiger Zugehörigkeit desselben Wortes zu einer Bedeutung. Diese eindeutige Zugehörigkeit, die wiederum ein Problem in sich faßt, und man kann sagen, ein sehr bedeutsames, ja vielleicht das eigentliche Problem der Sprachwissenschaft, ist für Lichtenberg Voraussetzung.

Das Problem zu lösen, wird aber niemals der empirischen Psychologie gelingen; denn hier handelt es sich um Gültigkeit, d. h. um die Gültigkeit der Zuordnung der Bedeutung zum Lautkomplex, der seinerseits nur Ergebnis eines psychologischen Erlebnisses ist. Es wird dies Aufgabe einer eigenen methodischen Betrachtung von Psychologie und Erkenntniswissenschaft sein, die Phänomenologie heißt.

Schon hierin allein zeigt sich die Einseitigkeit derer, die die empirische Psychologie als einzige philosophische Disciplin auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft gelten lassen wollen.

Daß die Frage der Zuordnung von Wort und Bedeutung nur zu lösen ist im Hinblick auf die Grundvoraussetzungen aller Sprachwissenschaft, ist selbstverständlich. Dabei aber

wird auf die Frage hingewiesen, ob die Sprache φύσει oder θέσει entstanden ist, und daß erst dann, wenn dies entschieden sei, es sich ergeben werde, ob auf Grund eines Willküraktes (etwa Lautnachahmung ꝛc.) die Bedeutung dem Worte zukomme, oder auf Grund einer Ueberlieferung, die ihrerseits auf einer Kette von Entwicklungen beruht, die selbst letztlich doch auf einen Willkürakt hinweisen wird.

Alle diese Erwägungen, so lehrreich sie sein mögen, machen doch in diesem Zusammenhange nichts aus. Hier handelt es sich eben nicht um die Entstehung dieser oder jener Bedeutung, sondern um die Frage: Wodurch erweist sich die Gültigkeit der Zuordnung von Bedeutung und Lautkomplex? Das aber ist eine Frage, die die Denkpsychologie sich stellt. Denn auf der Beantwortung dieser Frage beruhen alle Schlüsse, die man aus der Aussage einer Versuchsperson auf ihr Denken ziehen kann.

Es durfte hierauf mehr eingegangen werden, da das Problem des Verhältnisses von Wort und Bedeutung im Mittelpunkt von Lichtenbergs Interessenkreis steht. Freilich wird bei ihm noch nicht von dem Begriff der Bedeutung bzw. des Sinnes die Rede sein dürfen, sondern dieser Begriff wird entweder in Form von gedanklichen Relationen, von Empfindungs- bzw. Gefühlselementen, also psychologischen Erlebnissen und Gegenständen bei ihm zu Tage treten.

Bei dem Problem des *Verhältnisses von Wort und Gdanke* wird Lichtenberg die Schwierigkeit, die in der Sprache selbst liegt, mehr oder weniger bewußt. B. 250 heißt es: „Es gibt keine Sprache, die gerade zu in die Vernunfft redet alle(s) nimmt ehe sie (es) eingelassen wird, etwas von dem Ton der geistigen Hülle an, hinter welcher jene liegen muß.“

Der Kern des Gedankens ist etwa der: Das gesprochene Wort erfährt, ehe es verstanden wird, Brechungen durch das geistige Medium des Hörenden. Da es keine Sprache gibt, die der Vernunft unmittelbar verständlich ist, so ist — darf man wohl unter Heranziehung anderer Stellen schließen — jene Sprache die den Begriffen folgt und eine sprachliche

Entsprechung der Charakteristika universalis Leibniz' sein sollte, unmöglich. Daher denn auch Lichtenberg nicht mehr davon spricht.

Aber weiter. Die Schwierigkeit des Verstehens des Gesprochenen war erörtert, ein Fall, in dem das Problem des Verhältnisses von Wort zu Gedanke in Erscheinung trat. Das Entsprechende zum Verstehen ist das Selbstsprechen.

D. 410. heißt es: „Je mehr man in einer Sprache durch Vernunft unterscheiden lernt," (d. h. je klarer man die Worte sondert und je enger man den Bedeutungsinhalt jedes einzelnen umschreibt) „desto schwerer wird einem das Sprechen derselben. Im fertig sprechen ist viel instincktmäßiges, durch Vernunfft läßt es sich nicht erreichen." Zuletzt biegt zwar Lichtenberg in eine andere Frage ein, aber das Problem, das er aufwirft, ist doch dies: In dem instinktmäßigen Sprechen ist die Bedeutung so fest dem lautlichen Komplex zugeordnet, daß gar kein Zweifel aufkommt.

Wird aber diese Zugehörigkeit auf Grund von Ueberlegungen („Vernunfft") gelockert und muß dieselbe oder gar eine andere Zuordnung auf Grund von Ueberlegungen erst gefestigt werden, so ist diese nicht so fest als die ursprüngliche. Ein Problem, das uns bei Lichtenberg bald in anderer Form begegnen wird, in der Frage der ursprünglichen Bedeutung und des Bedeutungswandels.

Das Wort „instinktmäßig" bringt eine Unklarheit in diesen Gedanken hinein. Denn von Instinkt im wohl definierter Sinne der Biologie kann hier schwerlich die Rede sein, sondern hier steht „instincktmäßig" im Gegensatz zur „Vernunft", d. h. des wohl Ueberlegten. Instinktmäßig ist also soviel wie unüberlegt. Und in der Tat, Menschen, die über das, was sie sagen, ernsthaft nachdenken, werden viel größere Schwierigkeiten finden, das, was sie sagen wollen, zu formulieren; sie stellen viel größere Anforderungen an den sprachlichen Ausdruck und sagen oft nichts, ehe sie etwas falsches sagen. Ein Grund, weswegen große Gelehrte so oft schlechte Gesellschafter sind; sie fürchten mit den Wor-

ten, die sie brauchen müssen, etwas anderes zu sagen als sie meinen. Ebenso erklärt es sich, wenn Gelehrte und Forscher selten gute Redner sind und nur dann gut sprechen können, wenn vorher jedes Wort wohl erwogen ist. Wer über seine Worte nachdenkt, prägt das flüssige Gold der Rede stets neu, während man sonst geschlagene Münze weitergibt — Schlagwörter —.

Am krassesten und zugleich witzigsten tritt uns das Problem von Wort und Sache in E. 32. entgegen, wo er sagt: „In allen Sprachen sagt man ich dencke, ich fühle, ich athme, ich habe Schläge bekommen und ich vergleiche, ich erinnere mich der Farbe, und ich erinnere mich des Satzes. Das, was sich in uns der Farbe und das, was sich des Satzes erinnert sind vielleicht eben so wenig einerlei, als was Schläge bekommt, und das, was vergleicht."

Hiermit will Lichtenberg nicht nur die Einheit des Bewußtseins als Problem herausstellen, sondern auch das Problem von Wort zu Gedanke; beide Probleme aber sind vermengt und daher keines klar. Welche Bedeutung hat das I c h in diesen Urteilen? Das ist die Frage, die auf der einen Seite logisch interessant ist, auf der anderen Seite sprachlich bzw. phänomenologisch, und drittens psychologisch. In diesem besonderen Falle würde eine Lösung der Frage wohl zunächst untersuchen, ob dem Ichbewußtsein eine sprachliche Formulierung eindeutig zugeordnet ist, ob dies z. B. das Wort I c h ist. „Das ich denke muß alle meine Vorstellungen begleiten können", sagt Kant, d. h. mein Ichbewußtsein begleitet alle meine Erlebnisse. Es fragt sich also: Wenn die verschiedenen Fälle von dem Ichbewußtsein begleitet werden, ob für diese besonderen Fälle die sprachliche Formulierung hinreicht. Man wird es bejahen können, denn je nach dem Gedanken, den ich ausdrücken will, wird das Ichbewußtsein in eine neue Relation gesetzt.*)

*) Ueberdies ist die Formulierung Lichtenbergs falsch: er kann nicht von „allen" Sprachen sprechen, da das griechische wie das indogermanische die 1. Person singul. durch v e r s c h i e d e n e Suffixe ausdrückt (— ω und — μι). —

Wohl kaum rührt Lichtenberg so nahe an den Nerv der Frage der Bedeutungszuordnung der Sprache als in F. 907, wo er direkt sagt: „Man kan einen Nahmen für den Verstand und dann blos für das Ohr aussprechen, Haller zum Exempel einmal als ein zweysylbiges Wort, und einmal als den Nahmen des großen Gelehrten."

Deutlicher kann wohl kaum herausgehoben werden, daß es erst die Bedeutung, der Sinn ist, der zu einem Wort gehört, was den einfachen Schall zu einem Stück Sprache macht.

Noch einen wichtigen Beitrag zu diesem Problem liefert ein Abschnitt aus den verm. Schriften S. I. 79, 2: „Unsere falsche Philosophie ist der ganzen Sprache einverleibt; wir können so (zu) sagen nicht räsonieren, ohne falsch zu räsonieren." d. h. die Bedeutung wird so wenig von dem Wort getroffen, daß Mißverständnisse unvermeidlich sind, oder dem Worte sind mehrere Bedeutungen zugeordnet, aber davon kann immer nur eine gemeint sein. Infolgedessen kann der Hörende eine andere Bedeutung dem gehörten Lautkomplex zuordnen, als der Sprecher gemeint hat, wodurch ein Mißverständnis herbeigeführt wird.

Lichtenberg sagt E. 273: „Der Ausdruck sizt dem Gedanken nur lose an." Aber ist das richtig? Tritt denn nicht jede sprachliche Aeußerung mit dem Anspruch auf, gültig zu sein, eine objektiv gültige Wiedergabe von etwas gedachtem zu sein? Hat denn nicht jede sprachliche Aeußerung einen objektiv bestimmten und bestimmbaren Gehalt, ist er nicht unbedingt stets einer Bedeutung zugeordnet? Bezieht sich wirklich ein Nichtverstehen sprachlicher Aeußerung rein auf den Lautkomplex? Wenn der Zuhörende mit einem Lautkomplex die Bedeutung **X**, der andere die Bedeutung **Y** verbindet, so liegt das eben daran, daß er eine falsche Bedeutung zuordnet, daß er den Sinn(!) nicht versteht, d. h. daß er den eigentlichen Sinn, der dem Lautkomplex unbedingt zugehörte, nicht kennt.

Besonders häufig geschieht dies in zwei Fällen: einmal, wenn willkürlich die Zuordnung verändert wird, was

wir gewöhnlich im Betriebe der Wissenschaft neue Terminologie nennen, oder sogar als Bedeutungswandel bezeichnen. Zweitens aber wenn individuell verschiedene subjektive Elemente „fundierende Inhalte“ für die Bedeutung werden.

Derartige subjektive Momente sind gefühlsbetonte Erlebnisse, „Empfindungen“, um im Sprachgebrauche Lichtenbergs und des 18. Jahrhunderts zu sprechen.*)

So taucht denn das Problem auf, welches Verhältnis die „Empfindung“ zur sprachlichen Formulierung hat. Ist man im stande, gefühlsbetonte, also ganz subjektive Erlebnisse in sprachlicher Form wiederzugeben.

Es ist klar, daß um dieses Problem sich jegliches Bemühen lyrischer Poesie bewegt. Und es wird zunächst bekannt genug sein, daß gerade zu Lichtenbergs Zeiten ein erneutes Bestreben in der Poesie einsetzte, das Unaussprechliche zu sagen. Von den Versuchen eines Klopstock an über die übertreibende Manier des Hainbundes bis zum Götz von Berlichingen und Werthers Leiden, bis zu der vollendeten Sprache der Empfindung in der Lyrik eines Goethe, Hölty, ꝛc. Lichtenberg also lag die praktische Seite des Problems durchaus nahe. So spricht er in der Tat im Zusammenhange mit schriftstellerischen Bemerkungen ästhetisierender Art in A. 62: Empfindung die mit Worten ausgedrückt wird, ist allzeit wie Musick die ich mit Worten beschreibe, die Ausdrücke sind der Sache nicht homogen genug.“

Der Vergleich ist wohl zulässig, aber der Schluß nicht. „homogen“ heißt „gleichartig“. Wie kann ein Ausdruck dem Auszudrückenden gleichartig sein? das wäre freilich das Ideal. Lichtenberg aber meint sichtlich etwas anderes, wenn anders der Vergleich richtig gedeutet ist.

Musik wird am besten verständlich gemacht durch Musizieren, Beschreibung der Musik ist nicht Musik. Das ist der Sinn des Vergleiches. Dem entsprechend ist Beschreibung der Empfindung nur ein Notbehelf für die Empfindung, die sich selbst in Bewegungen, Geberden und Lauten aus-

*) vgl. A 62, 79, 120, 155. B 206, 207, 316, 317.

drückt. So glaube ich, muß man die Stelle deuten. Aber ist denn das richtig, was Lichtenberg sagt?

Die Relationen zwischen den einzelnen Klängen der Musik, was man gewöhnlich Melodie nennt, haben einen Sinn, sind einer objektiven Bedeutung zugeordnet; desgleichen mit der Empfindung. Die Empfindung (gefühlsbetontes, emotionales Erleben) tritt doch nur in einem gewissen Zusammenhange im psychischen Leben auf, d. h. sie ist einer Bedeutung zugeordnet, und diese Bedeutung kann — vielleicht — eine sprachliche Entsprechung haben.

Eine Frage freilich bleibt es immer: Hat denn das so subjektive, individuelle Erleben eine objektive Gültigkeit?

Das psychische Erleben selbst hat überhaupt keine Gültigkeit, sondern erst das Gedachtwerden der Empfindung verleiht diesem Erlebnis durch den „Akt" des Bewußtwerdens eine Bedeutung. Diese Bedeutung aber tritt immer in Form von Urteilen auf, d. h. mit dem Anspruch auf objektive Gültigkeit.

Die Frage ist also völlig unmöglich; welches Verhältnis hat Empfindung zur sprachlichen Formulierung? Denn die Empfindung muß erst in ihrer Bedeutung, ihrem Sinne erfaßt werden. Die Frage sollte also lauten: Wie verhält sich sprachliche Formulierung zu der Bedeutung, die sich auf der Empfindung aufbaut? das aber ist dasselbe Problem wie das des Verhältnisses von Wort zu gedanklicher Relation. Somit schlichten sich auch die Streitigkeiten, ob sich Gefühle ausdrücken lassen oder nicht, dahin, daß sich Gefühle nicht ausdrücken lassen, wohl aber die Bedeutungen, die sich auf ihnen aufbauen.

Das Problem liegt nun weiter darin, wie man sich des Gefühlslebens bewußt werden kann, d. h. wie man die Bedeutung der einzelnen psychichen Erlebnisse erfassen kann, wobei zu bedenken ist, daß die einzelnen Erlebnisse nur durch ihre Bedeutung erfaßbar sind. (das einzelne Erlebnis ist eine Abstraction der empirischen Psychologie, hat aber nur Sinn im Hinblick auf die Bedeutung die es fundiert.) Der beste Lyriker wird also der sein, der sich seines Gefühls-

lebens am intensivsten bewußt wird, und der auf der anderen Seite für diese Bewußtheiten eindeutige sprachliche Ausdrücke zu finden weiß.

Damit kann natürlich die Schwierigkeit nicht geleugnet werden, die darin besteht, das Gefühlsleben anderer zu verstehen. Aber das liegt an zwei Ursachen: einmal ist das Empfindungsleben in der Tat von Individuum zu Individuum verschieden, und zwar um so mehr, je feiner differenziert es ist. Daher ist abgesehen von der sprachlichen Formulierung eine Verständigung sehr schwer. Zweitens aber tritt gerade hier das besonders ein, was schon bei den gedanklichen Relationen gesagt wurde, daß Bedeutungen dem Lautkomplexe falsch zugeordnet werden. Hier aber tritt dies umso leichter ein, weil das Gefühlsleben unbedingt verschieden ist, während gedankliche Relationen in dem einen Kopfe genau so aussehen können, wie in einem andern.

Durch falsche Zuordnung von Lautkomplexen zu Bedeutungen muß natürlich auch hier ein Mißverständnis entstehen. So sagt Lichtenberg A. 79: „Wenn wir so vollständig sprechen könnten, als wir empfinden“, (d. h. wenn die Bedeutungen der Empfindungen eindeutige Lautrepräsentanten hätten) die Redner würden wenige widerspenstige, und die Verliebten wenig grausame finden.“ Ihm geht eben Empfinden und Denken über das Empfinden durcheinander. Denken kann man gleich: man kann daher das Denken über die Empfindungen mitteilen, aber nicht die Empfindungen selbst. Es tritt hier dasselbe ein, was bei der Frage der sprachlichen Formulierung von gedanklichen Relationen eintrat, er verwechselt den zeitlichen Prozeß des Empfindens mit dem — gedanklichen — Akt des Bewußtwerdens, der zeitlos ist.

Außerdem vergißt hier Lichtenberg noch vollkommen die Verschiedenheit psychischen Erlebens. Und doch wird er selbst unmittelbar genug vor diese Schwierigkeit gestellt: D. 78. er schreibt in höchster Erregung an seinen Freund über ein Liebesabenteuer. Nachdem er sich in einigen daherjagenden Phrasen ergangen hat, heißt es: „Zu hoch sind

meine Empfindungen gestimmt als daß irdische Worte . . .
Nonsense der Entzückung, Nonsense, Nonsense. gedacht gefühlt ist besser als gesprochen, Himmel gefühlt ist ausgedrückt Nonsense, Nonsense. Schweigt oder lernt besser Deutsch." Es würde sehr banal klingen, wenn sich hier Lichtenberg in schwungvollen Redensarten ergehen wollte. Gefühle sind unaussprechbar. Sachlich aber liegt es daran, daß das Erleben in ihm nicht emporsteigt zur Klarheit objektiver Gültigkeit, sondern eben unaussprechbar bleibt, weil es für ihn im Augenblick Nonsense ist, d. h. keinen Sinn hat, wenigstens vermag er den Sinn, den die Gefühlsmomente im ganzen Gefüge seines Erlebens haben, nicht zu erfassen, daher auch nicht sprachlich zu formulieren. Das was sich bei ihm zur Gültigkeit klärt, ist das Urteil: Nonsense. Es liegt also das Problem darin, die Bedeutung den Sinn des Erlebens zu erfassen; dann wird das Wort zu der Bedeutung von selbst dasein.

Lichtenberg scheint das selbst gefühlt zu haben, wenn er sagt: J. 381. „Wenn man etwas sieht, so versuche man den Eindruck den es auf einen macht, in Worte zu bringen, unverfälscht." Was heißt nun „unverfälscht"? Doch nur den eigentlichen Sinn des Gesehenen bzw. des Erlebten genau erfassen und seinen sprachlichen Repräsentanten aufsuchen, nicht aber andere Bedeutungen hineinzubringen: eine Gefahr, die häufig eintritt. „Es ist kaum zu glauben, wie gelehrt der Mensch ist", fährt Lichtenberg fort, in dem Gefühle, wie gerade die Gelehrsamkeit häufig falsche Deutungen der Erlebnisse herbeiführt.

Im Ganzen ist also das Verhältnis von Empfindung zu Ausdruck dasselbe wie von Gedanke zu Ausdruck, beide festgelegt durch die Bedeutung, die sie bestimmt, nur daß die Bedeutung der Empfindung sich schwerer feststellen läßt, als die der gedanklichen Relationen. Lichtenberg scheint die Gleichheit zwischen Empfindungsausdruck und Gedanke gefühlt zu haben: L. 383 „Ideen, Gefühle, (sentiments) vielleicht. Eigentlich der Gedancke im Gegensatz mit dem Ausdruck." Also Empfindungen stehen in diesem Zusammenhang auf gleicher Stufe mit ge-

gedanklichen Relationen. D. h. Empfindungen haben Bedeutungen, während Gedanken Bedeutungen sind.

Bei Lichtenberg wird die Angelegenheit noch erschwert durch die Vieldeutigkeit des Wortes Empfindung, denn einmal ist es für ihn etwa das, was wir fundierenden Inhalt nennen könnten, weil es im Sinne von „Gefühl“ gebraucht wird; bezeichnet es aber den complexeren psychischen Tatbestand, der noch heute Empfindung heißt, so wird es eher mit gedanklichen Relationen bzw. „Bedeutungen“ gleichgesetzt werden können. Aber unbedingt sicher ist diese Deutung im Sinne Lichtenbergs nicht.

Von Sachen im eigentlichen naiven Sinne ist hier nicht die Rede, nur von Begriffen der Sachen, d. h. also wieder von gedanklichen Relationen.

Das Problem des Verhältnisses von Gedanke zu sprachlicher Formulierung wird uns noch fortwährend beschäftigen, wenn auch nicht immer ausdrücklich darauf hingewiesen wird.

„Bedeutung“ (im philologischen Sinne)

Bei der bisherigen Besprechung war der Faktor Bedeutung als das Wesentliche herausgestellt worden. Aber es fragt sich, ob dieser Begriff Bedeutung sich mit dem üblichen philosophischen Begriffe Bedeutung deckt.

Man spricht von Bedeutung gewöhnlich beim Uebertragen einer Sprache in eine andere, indem man für das Wort der einen dasjenige der anderen Sprache einsetzt, welches dieselbe „Bedeutung“ hat.

So weit wären also die Begriffe Bedeutung identisch. Sobald wir aber z. B. von dem lateinischen Worte „aquila“ sagen, es habe die Bedeutung „Adler“, so ist hier die Verwendung ungenau; man sollte eben sagen: aquila bezeichnet im Lateinischen das, was wir im Deutschen „Adler“ nennen. So viel zur terminologischen Klarheit.

Nun aber spricht man auch innerhalb derselben Sprache

von verschiedenen Bedeutungen eines Wortes. Und dieses Problem hat Lichtenberg aufgegriffen. A 89. sagt er: „Die wahre Bedeutung eines Wortes in unsrer Muttersprache zu verstehen, bringen wir gewiß offt viele Jahre hin. Ich verstehe auch zugleich hiermit die Bedeutungen die ihm der Ton geben kan.“ Merkwürdig ist das Wort „wahre“. Man sollte erwarten „ursprünglich“ oder „eigentlich“. Wenn man heute von eigentlicher Bedeutung spricht, so liegt wohl das Gefühl von der eindeutigen Zugehörigkeit der Bedeutung zu dem Wort gleichsam als Eigentum zu Grunde. D. h. es besteht eine correlative Beziehung von Wort zu Bedeutung, die ihrerseits in unendlich vielen Beziehungen zu Tage treten kann, wodurch der Tatbestand bedeutend complexer wird.

Das Wichtige ist, daß Lichtenberg erkennt, wodurch die verschiedenen Bedeutungen eines Wortes ermöglicht werden. Er bringt freilich nur eine Möglichkeit: den Ton. Nun ist der Ton aber ein wesentlicher Bestandteil jedes gesprochenen Elementes. Aendert sich nun der Ton, so ist das Element nicht mehr dasselbe, kann also auch einer anderen Bedeutung zugeordnet sein.

Diese Verschiedenheit des Tones eines Satzes — denn Lichtenberg exemplifiziert glücklicherweise auf einen Satz — zu verstehen, ist schwer; daher ergibt sich auch die Schwierigkeit, die verschiedenen Bedeutungen desselben Buchstaben-(!)complexes zu verstehen.

Hieraus entspringt eine neue Aufgabe für den S t y l, ein Gesichtspunkt, der vielleicht für Lichtenberg den Ausgangspunkt gebildet hat, die Frage nämlich: Wie kann die Nüance der gesprochenen Rede erreicht werden, nicht durch die persönliche Veranlagung des Sprechenden, Temperament, Organ, 2c., sondern welche Wandlung muß der Gedanke erfahren, um beim Lesen denselben Eindruck hervorzurufen, wie beim Hören.

Es ist hier also schon der Unterschied zwischen gesprochener und geschriebener Sprache g e f ü h l t. Der Gedanke, daß die Lautkomplexe (Sätze oder Worte) durch den Ton

eine andere Bedeutung annehmen, ist sehr fruchtbar. Man braucht nur zu fragen: Unter welchen Bedingungen ändert sich der Ton? Je nach der Stellung des Komplexes im größeren Komplex, der Silbe im Wort, des Wortes im Satze, des Satzes im Gefüge bzw. Redeabschnitt, d. h. also: je nach dem Zusammenhang des Wortes in der Rede ändert sich der Ton und damit die Bedeutung.

Das Bedeutsame ist also nicht die Veränderung des Tones; dies ist nur das sinnenfällige Zeichen, aber der Grund liegt in der veränderten Stellung. Die Syntax also, als die Lehre von der Stellung der Elemente und des gegenseitigen Verhältnisses der größeren und kleineren Komplexe, entscheidet letzten Endes über die Bedeutung des Satzes und des Wortes.

Es muß aber nicht nur vom Element zum Komplex fortgeschritten werden im Verständnis, sondern auch umgekehrt erklärt die Tendenz einer ganzen Schrift, eines ganzen Buches die Bedeutung der einzelnen Kapitel und Abschnitte. Die Bedeutung des Abschnittes wirft dann Licht auf den Sinn der einzelnen Sätze, und aus dem Satze erst kann der Sinn des Wortes erschlossen werden. Aus dem Wort erkennt man den Sinn der einzelnen Silben z. B. der Casussuffixe oder der Konjugationsendungen u. a. m. —

Selbst Interjektionen, die ohne jeden sprachlich formulierten Zusammenhang ausgestoßen werden, erhalten ihren Sinn aus dem Zusammenhang, in dem der Schreiende sich befindet. Es kann ein Buchstaben-(!)komplex sowohl Schmerzens- wie Freuden-Ausrufe wiedergeben. Seine Bedeutung ergibt sich aus der Gesamtsituation, in der der Schreiende sich befindet. — Syntax ist also der wichtigste Faktor des Bedeutungswandels, abgesehen von Analogiewirkungen. Es kann dies nicht genug hervorgehoben werden. —

Es ist nicht ersichtlich, ob Lichtenberg das wirklich gesehen hat. Ganz witzig schreibt er: E. 84. „Ich weiß garnicht was der Mann will. Er hat sich in den Kopf gesetzt, daß gewisse Wörter eine gewisse Bedeutung hätten, die sie beständig behalten müßten. Ich frage, ist eine könig-

liche Verordnung dagegen oder nicht? Wer will mir wehren hier ein Wort und dort eine Bedeutung zu nehmen und zu verbinden.“ Ganz ähnlich heißt es schon E. 156. „Es war ihm unmöglich die Wörter nicht in dem Besitze ihrer Bedeutung zu stören.“ Freilich entspringen diese Scherze stilistischen Erwägungen Lichtenbergs. Aber auch für die Stilistik ist die Bedeutungsveränderung ein Problem, das Lichtenberg allerdings in seinem vollen Umfange nicht gesehen zu haben scheint.

Ein Wort in einer neuen Bedeutung verwenden, heißt doch nichts anderes, als das Wort in einen bisher nicht üblichen Rede- und Bedeutungszusammenhang zu stellen, wodurch sich eine neue eindeutige Zuordnung von Wort und Bedeutung ergibt. Eine derartige Neueinführung kann natürlich trotz der Gefahr, nicht verstanden zu werden, einen gewissen stilistischen Reiz hervorrufen.

So meint Lichtenberg E. 273. „Eine schädliche Folge des allzu vielen Lesens ist, daß sich die Bedeutung der Wörter abnüzt, die Gedanken werden nur so ungefähr ausgedrückt. Der Ausdruck sitzt dem Gedanken nur los an.“ Die „Bedeutung der Wörter nuzt sich ab“, kann doch aber nur heißen: die Zuordnung des Wortes zur Bedeutung ist so gewohnt, und verursacht so wenig Schwierigkeiten und Interesse, daß das Wort in dieser Verwendung langweilig wirkt.

Gleichsam als Beispiel für die immer neue Verwendung eines Wortes in immer neuen Zusammenhängen und den daraus sich ergebenden Bedeutungswandel entnimmt er Adelungs Wörterbuch das Wort „Busen“. F. 297. heißt es: „Busen bedeutete Anfangs blos eine Falte, dann die Falte an der Brust, die Brust selbst das Hertz in der Brust und endlich den gantzen Menschen.“

Lichtenberg glaubte diesen Uebergang auf dem Wege der Assoziation herleiten zu können, wenigstens scheint er etwas derartiges andeuten zu wollen. Das aber ist natürlich unmöglich, eben weil die Bedeutung in der Assoziationstheorie völlig unbeachtet bleibt, höchstens daß etwa „Be-

deutung" selbst ein Objekt der Assoziation sein könnte; aber ein integrierender Bestandteil ist sie nicht, kann es eben nicht sein, weil die Assoziation psychische Erlebnisse aneinanderknüpfen soll, rein formal ohne Rücksicht auf Inhalt und Bedeutung.

Die gewöhnlichste Art der Bedeutungsverschiebung ist die der Analogiewirkung bzw. der „Assimilation" nach Lichtenbergs Sprachgebrauch. Er spricht davon in F. 678. „So wie Assimilation Sylben in Nominibus propriis wiederum Farben zu Bildern der Einbildungskrafft und Züge zu Charakteren hergeben."

Man könnte aber eher das Gegenteil denken, daß man gerade bei Eigennamen so sehr an den Träger derselben denkt, daß man die ursprüngliche Bedeutung des Wortes völlig vergißt. Wer denkt heute noch bei Namen wie Rindtfleisch, Cassirer, Wundt, Stumpf, Dürr u. a. noch an die eigentliche Bedeutung?

Hiermit geht die Frage des Bedeutungswandels allmählich in den der Sprachentstehung über.

Als eine wichtige Quelle jeglicher Sprachentstehung darf die Klangmalerei angesehen werden, daher wird zunächst einiges darüber zu sagen sein, d. h. über das Verhältnis von dem Geräusche, das der Gegenstand hervorbringt, zu dem Geräusche, das ihn bezeichnen soll. Derartige klangmalende Wörter, sagt Lichtenberg, „welche Töne ausdrücken, sind nicht blose Zeichen, sondern eine Art Bildschrift für das Ohr." Aus dieser Fülle metaphorischer Ausdrücke ist der Gedanke nicht leicht herauszuschälen.

Zunächst unterscheidet Lichtenberg Wörter, welche „blose Zeichen" sind, und solche, welche etwas anderes sind. Nach seiner Meinung sind die meisten Wörter nur Zeichen, Symbole darf man ruhig sagen, die die Bedeutung versinnbildlichen sollen, d. h. ihr entsprechen sollen, ohne irgend eine andere Beziehung als die der zufälligen Zuordnung zu haben. Das hieße zugleich die Sprache als Thesis hinstellen. Dann aber spricht Lichtenberg von Wörtern, welche eine „Bildschrift für das Ohr" sind. Einer Bildschrift steht

eine Buchstabenschrift gegenüber, welche sich aber aus jener erst durch Schematisieren entwickelt hat. Ob Lichtenberg das bedacht hat und die Parallele zur Sprache auch in diesem Punkte gefühlt hat?
Nun besteht das Wesen der Bildschrift darin, daß sie den gemeinten Gegenstand, wenn auch nur ganz schematisch hinzeichnet; in der Sprache muß das aufs Akustische bezogen werden, und es muß heißen, daß es Worte gibt, welche das Klangbild nachahmen. Während die anderen Worte nur Zeichen sind, die sich aber — wie die Buchstaben aus den Bildern — durch Schematisierung entwickelt haben, so sind die klangmalenden Worte abgekürzte Wiedergaben der Geräusche der Gegenstände, die bezeichnet werden sollen.

Wenn Lichtenberg wirklich diesen Gedanken gehabt hat, so ist es zu bedauern, daß er nicht weiter Frucht getragen hat. Eine weitere Frage aber ist die, ob jene lautmalenden Worte naturgemäß gebildet werden, d. h. entstehen im Gegensatze zu jenen übereingekommenen Symbolen. Hiermit aber ist schon die Frage der Entstehung der Sprache gestellt.

Sprachentstehung.

Lichtenberg spricht an zwei entscheidenden Stellen hierüber: F. 516. „Aus dem Blöcken des Kindes ist Sprache so geworden, wie aus dem Feigenblatt ein französisches Galakleid". Schwerlich dürfte diese Stelle etwa satirisch gemeint sein. Es spricht daraus Lichtenbergs Annahme, daß die Sprache natürlich entstanden sei, und sich erst allmählich entwickle. Fast wird man hier etwas ähnliches wie eine Anwendung dessen vermuten dürfen, was heute das „Biogenetische Grundgesetz" genannt wird.

Dagegen aber spricht er in S. I., 83. von der Erfindung der Sprachen, ohne allerdings näher darauf einzugehen.

Die Lösung dieser Schwierigkeit, die diese Gegensätze

hervorrufen, wird die sein, daß Lichtenberg beide Elemente der Sprachbildung gesehen hat, sich nur nicht über das gegenseitige Verhältnis Rechenschaft gegeben hat. Herders Schrift „Ueber den Ursprung der Sprache“ hat Lichtenberg wahrscheinlich gekannt, scheint aber davon nicht weiter beeinflußt worden zu sein.

Mit dieser Frage in Zusammenhang steht das Bestreben Fuldas, eine Ursprache zu finden, oder wenigstens für das Germanische die Wurzeln zu suchen. Dieser Gedanke wurde der hebräischen Grammatik entnommen*), die ja z. T. auf der Lehre der Wurzeln fußt.

Hierzu hat Lichtenberg auch Stellung zu nehmen gesucht, wie sich aus F. 31. und besonders aus F. 1031. ergibt. Er verhielt sich gegen das ganze Unternehmen, so wie die damalige Kritik, höchst ablehnend, eben weil Fulda gleich etwas über das Ziel hinaus schoß. Freilich ist die Bemerkung F. 812: „Ein paar Wurtzeln sammeln ist noch keine Sprache.“ richtig; die Wurzeln sollen aber auch gar keine Sprache sein, sondern nur die Entstehung der heutigen Sprachen erklären, sowie die Verwandtschaft mit anderen Sprachen erläutern.

Später äußert er sich weniger abfällig: J 1283: „So fein wie sich das Wurtzelwort in seinen abgeleiteten verliert oder der Lichtquell im Tageslicht. Wer kan die Wurtzelwörter wiederfinden?“

Hing das Problem der Wurzel sachlich mit dem der Bedeutungsverschiebung zusammen, so hängt hiermit nicht weniger das der **Synonyma** zusammen.

A. 30. heißt es: „Es gibt keine Synonyma, die Wörter, die wir dafür halten, haben ihren Erfindern gewiß nicht einerley sondern vermutlich species ausgedückt.“ Die „Erfinder der Synonyma“ sind eben diejenigen, welche die Worte in neuen Zusammenhängen verwenden. Geschicht dies nun von verschiedenen Leuten mit verschiedenen Worten in bezug auf die gleiche Bedeutung, so kann es freilich Syn-

*) vgl. Delbrück, Einleitung in das Studium der indogermanischen Sprache. Lpz. 1908 Seite 24 ff.

onyma geben. Das aber meint Lichtenberg nicht, sondern er meint, wenn wir Wörter synonym gebrauchen, so lassen wir die wirklich vorhandene Verschiedenheit der Bedeutungen außer Acht und beziehen die Worte auf falsche Bedeutungen. Als ein Beispiel bringt er die Verwendung der Spezies=bezeichnung für die betreffende Gattung, zu der die Spezies gehört. Das aber ist ein Problem, das eingehender be=sprochen werden muß. Aber erst noch etwas über Synonyma:

D. 460. heißt es: „Wir haben für Farbe und Pigment nur ein Wort, welches viele Verwirrung verursacht. So haben wir für vieles nur ein Wort. Eine Verbindung von Begriffen mit Worten ausgedrückt kan für einen andern gantz etwas anderes werden." Das ist freilich wahr, aber nicht nur daran liegt es, daß derselbe Buchstabenkomplex verschiedenen Bedeutungen zugeordnet wird, sondern daß man die gedankliche Relation selbst nicht kennt. Die Schwie=riegkeit wird dann freilich akut, wenn aus dem ganzen Zu=sammenhange nicht die Bedeutung A oder B sich für das Wort X ergibt.

Fast scheint es, daß Lichtenberg selbst auf diesen Ge=danken verfallen wäre, denn es heißt: J. 399: „Die Syn=onyma verrathen einen Nachlaſz in irgend einer Kenntniſz einer Nation." Jedenfalls beruht für Lichtenberg das Pro=blem der Synonymik durchaus auf der Entwicklung der Sprache, und zwar glaubt er daß die Synonyma ursprüng=lich Spezies bezeichnet haben. Er äußert sich darüber A. 109.: „Es ist ein gantz unvermeidlicher Fehler aller Sprachen daſz sie nur genera von Begriffen ausdrücken und selten das hin=länglich sagen, was sie wollen. Denn wenn wir unsere Wör=ter mit den Sachen vergleichen, so werden wir finden, daſz die letzteren in einer gantz anderen Reihe fortgehen als die ersteren." Lichtenberg würde also wünschen, daß die Worte einen möglichst engen Begriffumfang symbolisieren, einer Bedeutung zugeordnet sind, auf die ein möglichst eng um=schriebenes Erlebnis hinweist. „Hinlänglich" ist ein rela=tiver Begriff. Was gesagt wird, soll und muß eine bestimmte Bedeutung zu Worte bringen. Bringen aber die Worte

einen Gedanken zum Ausdruck, der den eigentlichen Gedanken in sich einschließt, so müssen eben andere Worte gesucht werden: Worte, die das Gemeinte unmittelbar symbolisieren. „Hinlänglich" hat hier keinen Sinn.

Auch ist das nicht richtig, daß die Ungenauigkeit der Sprache darin liegt, daß die Sprache nur Symbole von Begriffen hat, bzw. von allgemeinen Begriffen. Erstens hat die Sprache Worte, welche nur Individualbegriffe versinnbildlichen, und ferner wird ein Wort, das einen Gattungsbegriff bezeichnet, durch die Zusammenstellung mit anderen Worten so verändert, daß es jeden beliebigen Einzelbegriff wiedergeben kann. Darin liegt überhaupt der Kern dieser Frage, zu dem Lichtenberg aber nicht vordringt, daß die Synthese von Wortgebilden erst den Lautkomplex zum Wort, zu dem Träger der Bedeutung, zu dem Symbol des Begriffes macht. Daß der Satz das eigentliche Element der Sprache ist, das sah Lichtenberg nicht völlig ein, wie wohl sich auch dazu Ansätze finden. (vgl. Seite 262.)

Es ist das bezeichnend: denn die organische Zugehörigkeit und Wechselwirkung von Satz und Satzelement (bzw. Wort) erkennen, heißt den Relationscharakter der Sprache erkennen. Schließlich spielt in der Geschichte der Sprachwissenschaft der Begriff des Wortes die Rolle, die in der Entwicklung der Psychologie der Begriff der Vorstellung spielt: und so wie man in der Psychologie schwerlich zu der Einsicht in den Relationscharakter alles psychologischen gelangen kann, wenn man an dem Assoziationsmechanismus der Vorstellungen festhält, konnte man auch schwerlich den Relationscharakter der Sprache einsehen, wenn man das Wort allein als Element aller sprachwissenschaftlichen Betrachtung zu Grunde legt.

Damit soll zunächst über die Priorität von Wort und Satz nichts gesagt sein, nur das gegenseitige Verhältnis, die correlativen, funktionalen Beziehungen, in denen Satz und Satzelement (Wort) stehen, sollen betont werden. Man soll nicht glauben, Worte seien Dinge, sondern Worte erhalten erst ihre Bedeutung durch den Zusammenhang, ohne diese ist

ein Wort nur ein Wort, ein Schall, ein Lautkomplex ohne Sinn und — Bedeutung.

Lichtenberg scheint aber trotz aller Begeisterung für Priestleys und Hartleys Assoziationstheorie — doch diesem „Seelenmechanismus" nicht unbedingt gehuldigt zu haben. Denn gerade in diesem Zusammenhange äußert er sich folgendermaßen: „Die Eigenschafften, die wir an unserer Seele bemercken, hängen so zusammen, dasz sich wohl nicht leicht eine Gräntze wird angeben lassen, die zwischen zweyen wäre, die Wörter, womit wir sie ausdrücken, sind nicht so beschaffen, und zwey aufeinander folgende und verwandte Eigenschafften werden durch Zeichen ausgedrückt, die uns keine Verwandtschafft zu erkennen geben."

Sieht man von den Mängeln der psychologischen Klarheit ab, die historisch bedingt sind, so ist unverkennbar, daß Lichtenberg hier von einem psychologischen Zusammenhange spricht, und zwar meint er psychologische Kausalität, da er von „Folge" und „Verwandtschafft" spricht. Es ist also von einem Relationssystem von Eigenschaften die Rede. Ein Gedanke, der fraglos damals etwas neues war; denn er stellte, wenn auch unbewußt, den fast dinghaften Vorstellungen ein Bezugssystem gegenüber. Wenn auch von Leibniz schon der Relationscharakter hervorgehoben worden war, so war diese Erkenntnis noch lange nicht zu einem Gemeingut der Wissenschaft geworden.

Aber in sprachlicher Hinsicht wird der Relationscharakter noch gar nicht erkannt.

Die psychologische Kausalität („Folge") und „Verwandtschaft") werde durch die Sprache nicht wiedergegeben. Und zwar deswegen nicht, meint Lichtenberg, weil die Wörter eine Verwandtschaft unter sich hätten, d. h. eine Beziehung der Flexion, der Syntax ꝛc. Wodurch aber werden Beziehungen bestimmt? Doch nur durch den inhaltlichen Beziehungszusammenhang. Wie aber kommt Lichtenberg auf diese Vermutung? In der Tat ist man oft nicht im Stande, gewisse Relationen innerhalb des Psychischen im Worte zu fassen; und zwar einfach aus dem Grunde, weil sie nicht

klar in ihrer notwendigen Beziehung und in ihrem Aufbau erkannt werden.

Lichtenberg verwechselt also wieder die Schwierigkeit, die Struktur des Psychischen zu erfassen, mit der Einsicht in die Zuordnung dieser Struktur zur sprachlichen Wiedergabe, oder vielleicht besser: Er schränkt das erstere Problem auf das letztere ein.

Dasselbe Mißverständnis hat auch in C. 276. statt: „Viele Wörter, die gantze Klassen ausdrücken, oder alle Stufen einer gantzen Leiter, werden wie von einer Stufe als Individua gebraucht."

In der Tat kommt das im Sprachgebrauche oft genug vor. Aber jeder, der seinen Gedanken genau gedacht hat, wird durch den Zusammenhang, in den er das Wort stellt, das einen Gattungsbegriff repräsentieren soll, dem Gedanken die entsprechende sprachliche Form zu geben wissen, oft freilich auf Kosten der Kürze. Man muß bisweilen der Klarheit wegen in einem ganzen Satze sagen, wo ein Wort genügen würde, wenn es vorhanden wäre.

Aus diesem Problem heraus, den Begriff sprachlich zu symbolisieren, erwachsen für Lichtenberg zwei Kreise von Fragen. Der eine dreht sich um den Begriff der Metapher, der andere um den der Uebersetzung.

Metapher.

Das Problem der Metapher in stilistischer Hinsicht war durch Lessing angeregt worden. Auf die sprachwissenschaftliche Bedeutung ist Lichtenberg nicht sehr tief eingegangen, doch lohnt einiges der Besprechung.

Die Metapher ist eine besondere Form des sprachlichen Gleichnisses. Die primitive Form des Gleichnisses, wie es sich bei Homer am deutlichsten ausprägt, tritt in der Form auf, daß zwei Begriffe auf Grund eines constitutiven Moments in eindeutige Beziehungen gesetzt werden, und auf Grund dieser Beziehung im Hinblick auf dieses constitutive

Moment über diese beiden Begriffe eine Aussage erfolgen soll, man könnte vielleicht auch sagen, daß zwei wesensfremde Begriffe auf Grund eines gemeinsamen Merkmales dann identifiziert werden, wenn gerade dieses Merkmal prädiziert werden soll.

Wird nun der zum Vergleich herbeigeholte Begriff in den Satz hineingezogen, um das Vergleichsobjekt zu ersetzen, so heißt eine derartige Redefigur eine Metapher. Metapher ist also nur eine besondere sprachliche Form eines Gleichnisses.

Lichtenberg ist von stilistischer Seite auf diese Frage gekommen. F. 115. „Wenn man ein altes Wort gebraucht, so geht es offt in dem Canal nach dem Verstand den das A B C Buch gegraben hat, eine Metapher macht sich einen neuen, und schlägt offt gerad durch.“ Darin beruht also für Lichtenberg der stilistische Wert der Metapher. Es heißt das aber nichts anderes, als daß ein Wort, das übrigens dem Wortschatz der Sprache angehört, in einem bisher ungewohnten Zusammenhange verwendet, und so einer neuen Bedeutung zugeordnet wird. Also in der Bedeutungsverschiebung liegt der stilistische Wert der Metapher und vielleicht auch ihre sprachwissenschaftliche Bedeutung.

Lichtenberg äußert sich darüber in D. 464. „Die metaphorische Sprache ist eine Art einer natürlichen Sprache, die man sich aus den willkürlichen, aber bestimmten Wörtern baut.“ Was ist eine „natürliche Sprache“? Wahrscheinlich nicht eine Kunstsprache, etwa im Sinne der Charakteristik Leibniz'.

Was aber sind „natürliche aber bestimmte“ Wörter? Man wird nicht sehr fehl gehen dahinter das zu vermuten, was man etwa so formulieren könnte: Wörter, die einer neuen Bedeutung zugeordnet werden. Dies geschieht freilich willkürlich, aber doch ist die Zuordnung bestimmt.

Eine metaphorische Sprache ist also eine natürlich sich entwickelnde Art zu sprechen, wobei man die Bedeutungen zwar willkürlich verschiebt, die aber dennoch sehr bestimmt sind. Willkürlich kann diese Bedeutungsveränderung niemals

sein, denn sie vollzieht sich nach den Gesetzen, welche durch die alte und die neue Bedeutung gegeben sind. Sie sind daher bestimmt; aber auch bei der Auswahl des einzelnen Wortes aus der Reihe gleich nahe stehender hat die Willkür ihre Grenzen, da eben unter den für den Vergleich vielleicht in Frage kommenden Objekten sich eine Wertskala zeigt, nach der man auswählt.

Faßt man freilich all das Erörterte unter den Begriff Willkür, so kann man in der Tat davon sprechen. Davon aber abgesehen ist die stilistische Bedeutung der metaphorischen Ausdrucksweise richtig herausgehoben, und es kann darin ein Element der Begriffsbestimmung der Metapher gesehen werden.

Dabei scheint er sich der sprachschöpferischen Macht metaphorischer Ausdrucksweise wohl bewußt geworden zu sein, heißt es doch S. I. 306, 5: „Die bilderreichste Sprache muß mit der Zeit das Bildliche verlieren, und blos zu Zeichen erkalten; Die Morgenländer denken bei ihren vielen Bildern nicht viel mehr als wir" sc. ohne Bilder. Dem entsprechend fordert er E. 271: „Schimpft nicht auf unsere Metaphern, es ist der eintzige Weg, wenn starke Züge in einer Sprache zu verbleichen anfangen, sie wieder aufzufrischen und dem gantzen Leben und Wärme geben."

Starke Züge in der Sprache bestehen fraglos nach Lichtenberg nicht nur darin, daß die Wörter mit recht konkreten Begriffen verbunden sind. Je abstrakter ein Wort gebraucht wird, um so eher verblaßt es. Daher muß es ein Bestreben der Sprache sein, möglichst solche Worte zu wählen, die einer sinnlichen Anschauung entspringen, und doch nichtsinnliche Relationen ausdrücken können. Daher sagt Lichtenberg E. 497: „Wir halten nicht viel auf gute Gleichnisse, mich dünckt ein gutes Gleichniß ist etwas, worauf sogar die Polizey ein Auge haben sollte".

So achtet Lichtenberg diejenigen Autoren, bei denen die oben gestellten Forderungen am besten erfüllt werden, stilistisch am höchsten. So urteilt er über Shakespeare: A. 84: „Shakespear unterscheidet sich in seinen Ausdrücken

häufig dadurch von allen übrigen Schriftstellern, daſz er nicht so leicht Metaphern wählt die im Gemeinleben recipirt sind, als zum Exempel Triebfeder, — — sondern lieber statt dessen ein besonderes, aus eben der Sache hergeholtes wählet;" d. h. ein Begriff der aus derselben Sphäre genommen ist, in die die Rede gehört.

Ferner F. 564: „ihn (Shakespeare) gut zu übersetzen ist an vielen Stellen gantz unmöglich wegen seiner an Neben-Ideen reichhaltigen Metaphern, wo der beste Uebersetzer uns doch nur immer einge geben kann." Dieser Gedanke ist fraglos richtig. Beruht doch gerade das Verdienst der Schlegelschen Uebersetzung darauf, diese „Nebenideen" mitwiedergegeben zu haben.

Die Bedeutung der Metapher untersucht also Lichtenberg einmal in stilistischem Zusammenhange und findet sie in dem sprachschöpferischen Momente, dessen ganze Tragweite er freilich nicht ganz überblickt.

Zugleich berührt sich dieses Problem mit dem des Verhältnisses von Wort zu Bedeutung und damit, wie bei der Bemerkung über Shakespeare zu Tage trat, mit der der Uebersetzung.

Uebersetzung.

Die wichtigste Bemerkung Lichtenbergs über das Problem der Uebersetzung findet sich in E. 507: „Es ist eine vortreffliche Bemerkung des Herrn Hartley, daſz durch die Verschiedenheit der Sprachen falsche Urteile verbessert werden, weil wir in Worten denken. Dieses verdient sehr überlegt zu werden in wie fern die Erlernung fremder Sprachen uns die Begriffe in unsern eigenen aufklärt. Ein Gutes Thema*)".

Zunächst ist eine Frage, ob wir wirklich in Worten denken. Es hat sich herausgestellt, daß Lichtenberg selbst

*) Auf die Erwägung dieses „guten Themas" haben vielleicht die Bemerkungen Voltaires (F. 504. etc.) s. o. Seite anregend gewirkt.

nicht der Meinung war, sondern die Frage nach dem Verhältnis von Denken und Sprechen herausstellte, freilich nicht als psychologische Frage.

Lassen wir also die Begründung des Satzes durch Hartley auf sich beruhen, so ist es in der Tat ein gutes Thema und zwar zunächst ein Problem, das in ganz moderne Gedankenkreise zu gehören scheint.

In der modernen Denkpsychologie spielt ja der Einfluß der Sprache auf den Urteilsvollzug eine nicht unwesentliche Rolle. Nun muß zwischen der Fragestellung Hartleys und der Lichtenbergs unterschieden werden. Hartley geht von der objektiven Verschiedenheit zweier Sprachen aus und spricht von Urteilen. Nun repräsentiert jede sprachliche Formulierung, die wir Urteil nennen, eine Bedeutung, und es kann in der Tat geschehen, daß das Wort durch den Zusammenhang die Bedeutung genau symbolisiert. Soll dagegen diese Bedeutung in einer andern Sprache symbolisiert werden, so wird es sich herausstellen, ob die Formulierung der eigenen Sprache nicht doch mehrdeutig ist. So kann es kommen, daß in dem Zusammenhang der eigenen Sprache der betreffende sprachliche Satz ein richtiges Urteil zu repräsentieren scheint, in der Tat aber infolge der Mehrdeutigkeit ein in diesem Zusammenhange falsches Urteil sich dahinter verbirgt.

So ist es wohl möglich, daß falsche Urteile der eigenen Sprache durch die Differenz von der fremden entdeckt werden. So weit Hartley.

Lichtenberg aber dehnt dieses eine beschränkte Beispiel auf ein größeres Gebiet aus. Bei ihm ist nicht mehr von falschen Urteilen die Rede, sondern von dem Aufklären der Begriffe der eigenen Sprache. Das aber ist ein ganz anderes Problem.

Zudem spricht Lichtenberg nicht nur von Uebersetzen, sondern von der E r l e r n u n g der Sprache. Das aber erweitert die Frage in äußerst fruchtbarer Weise. Lichtenberg fragt also, ob wir durch Vergleich mit der fremden Sprache

die Struktur der Begriffe unserer eigenen Sprache aufklären.

Nun gibt es in der Sprache keine Begriffe, sondern nur Begriffssymbole, obgleich man stets die ungenauere Ausdrucksweise anwendet.

Die Frage zielt also auf das Verhältnis von Symbol zu Begriff. Wie wird diese Beziehung, diese Zuordnung aufgeklärt durch den Vergleich mit der fremden Sprache? Es wird dabei vor allem an sogenannte synonyme Worte wieder zu denken sein. Es ist nun keine Frage, daß Synonyma in der fremden Sprache entweder durch ein Wort wiedergegeben werden, oder wenn sie durch zwei übersetzt werden können, so sind diese so bedeutungsverschieden, daß die Synonymik in der eigenen Sprache dadurch beleuchtet als eine trügliche eingesehen wird, und so die Differenz der Worte und Begriffe erkannt wird.

Aber Lichtenberg spricht nicht von einem Vergleich zweier Sprachen, sondern von der Erlernung fremder Sprachen, zwei Fragen, die innerlich verwandt sind.

Dadurch bekommt die Angelegenheit eine neue Beleuchtung. Wurde oben das Augenmerk auf den einzelnen Begriff und sein Wort gerichtet, so muß jetzt in Betracht gezogen werden, daß Lichtenberg von der Aufklärung der Begriffe unserer eigenen Sprache spricht. Die Mehrzahl der Sprachen ist unter dem Gesichtspunkte des Erlernens nicht mehr eine bloße Summation, sondern ein Begriff für sich.

In den „Begriffen unsrer Sprache“ drückt sich ungefähr das aus, was ein Volk an geistigem Wesen und Eigentümlichem hat, an der Art und Weise des Denkens und Vorstellens, ob es mehr zu sinnlich-bildlichem Vorstellen neigt oder ob mehr der nicht-bildhafte Bedeutungscharakter des Denkens hervortritt — Typus der „Volkspsyche“.

Der Syntax und schon der Flexion liegt ein bestimmter Typus zu Grunde, das muß jeder Sprachlernende begreifen, um nicht wieder und wieder auf inadäquate Ausdrucksweisen zu verfallen (Germanismen, Anglismen, Romanismen, Hebraismen, 2c.).

Daß man umdenken lernen muß bei der Erlernung fremder Sprachen, das ist es, was Lichtenberg hier meint; daß man sich in den Geist der fremden Sprachgemeinschaft finden muß, hat zur selbstverständlichen Folge, daß man sich über die Struktur der eigenen Sprache Rechenschaft geben muß. Das ist der höchst fruchtbare Gedanke, den Lichtenberg hier in etwas gedrängter Form ausdrückt und auf dem er in anderem Zusammenhange noch mehrfach zurückkommt.

Zugleich ist es ein gutes Thema für die Pädagogik, um so mehr, als es in den heute immer noch wogenden Streit zwischen humanistischer und realistischer Bildung ein neues Ferment hineinwirft.

Denn wenn das Erlernen fremder Sprachen zur Folge hat, daß man sich über die Struktur der eigenen Sprache und zugleich über die Struktur der eigenen Anschauungswelt und über die Beziehungen zwischen beiden Rechenschaft gibt, so ist die Berechtigung erwiesen, fremde Sprachen lernen zu lassen, ohne daß ein direkter praktischer Nutzen aus der Kenntnis gerade dieser Sprache erwächst.

Das heißt aber die Daseinsberechtigung für das humanistische Prinzip erweisen. Denn gerade das Erlernen der klassischen Sprache kann nicht auf praktische Zwecke eingestellt sein, sondern hat allein das Formale, Geistbildende im Auge, ganz zu geschweigen von der Erschließung der antiken Kulturwelt, ein Thema, das hier nicht zur Erörterung steht.

Freilich — und das ist interessant genug, daß Lichtenberg selbst darauf hinweist — darf das Sprachenlernen nicht zu weit gehen. Er sagt F. 586: „Wir lernen Sprachen als wenn wir ins unendliche lernen könnten. Die Summe ist endlich und ist einerley die Fibern des Gehirns derselben Sache wegen so offt zu brechen.“

Er wendet sich dabei gegen die damals sich allmählich durchsetzende Gewohneit, daß die Geistlichen auch orientalische Sprachen betreiben mußten, was er auch sonst aus anderen Gründen für überflüssig hält.

Hat er in E. 503. die Frage nach dem Nutzen des Sprachenlernens offen gelassen und eher einer günstigen Entscheidung Raum gegeben, so scheint hier das Gegenteil einzutreten. Indessen wendet sich Lichtenberg nur gegen das Allzuviel. Er glaubt, daß e i n e fremde Sprache, und die gründlich bis in ihre letzten Feinheiten hinein studiert, den erwähnten Erfolg habe, die eigene Sprache aufzuklären. Jede weitere Sprache könne nur denselben Erfolg haben, die „Fibern derselben Sache wegen noch einmal zu brechen".

Von der psychologischen Unmöglichkeit dieses Bildes abgesehen ist die Bemerkung sachlich falsch. Ganz ähnlich äußert sich Lichtenberg L. 276. Er sagt selbst, wie schon erwähnt, durch das Erlernen einer neuen Sprache werde die eigene geklärt und verstanden. Wird nun eine dritte Sprache gelernt, so kommt diese weder zu der ersten noch zu der zweiten Sprache hinzu, sondern zu beiden, d. h. zu den geistigen Ergebnissen, die sich aus den Beziehungen der beiden ersten ergeben: kurz, wie die zweite Sprache die erste neu beleuchtet, so beleuchtet die dritte alle beide in ihrem wechselseitigen Verhältnisse. Das Problem des Sprach-Erlernens hat Lichtenberg unbewußt in seiner vollen Bedeutung herausgestellt, aber wegen dieser Unbewußtheit eben selbst nicht weiter im Einzelnen ausgeführt.

Damit ist Lichtenberg von der eigentlichen Frage der Uebersetzung abgekommen. Ihn interessiert seit seinem Aufenthalte in England alles, was sich auf die englische Sprache bezieht. Die Schwierigkeiten, die das Erlernen des Englischen bietet, liegen ihm besonders nahe. E. 442. „In Beschreibung der englischen Aussprache durch das Deutsche ist man noch bey weitem nicht weit genug gegangen, man hat kaum ein Viertel von dem darin gethan, was man thun könnte." Leider gibt Lichtenberg nicht an, was man tun könnte, sonst ließe sich seine Ansicht über das Prinzip der Phonetik — denn das ist hier gemeint — sowie auch über das Problem der Uebersetzung genauer bestimmen. J. 396. „Unsere Inversionen in der Sprache haben das Nachtheilige, dasz wir dem Ausländer offt fade vorkommen müssen, der

sie unmöglich alle verstehen kan, da sie bey dem Volcke selbst erlernt werden müssen. Es wäre besser wir sprächen weniger in Inversionen."

Tatsächlich bereiten dem Ausländer die Inversionen große Schwierigkeit, aber Lichtenberg sieht leider das sprachwissenschaftliche Problem nicht, daß nämlich die Inversion ursprünglich mit der Nicht-Inversion gleichberechtigt war, und daß erst durch den verschiedenen Satzakzent eine Bedeutungsdifferenzierung herbeigeführt wurde, ein Prozeß, der noch bis heute nicht zu Ende gekommen ist.

F. 159. heißt es: „Die lebendigen Sprachen sind gröſztentheils für den Ausländer todt, wenn sie nicht unter dem Volck gelebt haben. Wie schwer ist es alle die kleinen Beziehungen zu erlernen." Mit diesen „kleinen Beziehungen" meint Lichtenberg wahrscheinlich das, was die Schrift nicht wiederzugeben vermag, als Tonfall, Akzent, Abschleifungen 2c. Diese Bemerkung hat aber ihre historische Bedeutung; denn sie stellt die Bedeutung des Gesprochenen mit allem Darum und Daran bereits heraus, während die Wissenschaft noch heute um die Durchsetzung dieses Prinzips ringt. Selbst das Grimmsche Wörterbuch arbeitet noch nach dem Grundsatz, das als Sprachgut anzusehen, was sich irgend wo schriftlich niedergeschlagen hat, während doch Sprache zunächst das Gesprochene ist.

Merkwürdig ist die Wendung, die das Problem der Uebersetzung bei Lichtenberg schließlich bekommt. Wurde bei dem Verhältnis der fremden Sprachen von der Frage der Uebersetzung zu der der Spracherlernung übergegangen, so spricht Lichtenberg innerhalb derselben Sprache von Uebersetzung: J. 672: „Es lieſze sich etwas über die Uebersetzungskunst schreiben, das gantz nützlich werden könte. Ich meine die, die Sprache der gemeinen Leute, und ihre Behandlungs Art in die eigentliche Sprache unseres Lebens zu übersetzen. Die gemeinen Leute drücken sich offt sehr fürchterlich und mit Gelächter über Dinge aus, von denen sie, in unsere Sprache übersezt, gantz anders zu reden scheinen würden, oder würcklich reden würden. Wir dencken

über die Vorfälle des Lebens nicht so verschieden, als wir darüber sprechen." (Vgl. S. I. 182, 1.)

Damit wird ein fruchtbarer Gesichtspunkt in die Auffassung der Sprache gebracht, die Betonung des Unterschiedes zwischen der Sprache des Volkes und der „eigentlichen" Sprache, wie Lichtenberg es bezeichnenderweise nennt, galt doch damals noch allgemein jeder Dialekt für eine Entartung der allgemeinen Schriftsprache, während doch gerade der Dialekt das Primäre ist*).

Sachlich liegt es wohl so, daß Lichtenberg hier die Sprache des Volkes der der Gebildeten gegenüberstellt. Diese Gegenüberstellung entspringt dem Gefühl des Gebildeten, keinen Dialekt zu sprechen.

Hierbei aber tauchen zwei Fragen auf: Einmal bedarf der Begriff des Gebildeten einer Bestimmung, und da fragt es sich, ob nicht die Sprache der Gebildeten, die „eigentliche Sprache" nach Lichtenberg, auch ein Dialekt ist. Es braucht nicht erst erwiesen zu werden, daß die Gegenüberstellung von Volkssprache und Sprache der Gebildeten, womöglich mit einem Werturteil hinfällig ist*). Man kann höchstens dem gesprochenen Dialekt eine Schriftsprache gegenüberstellen, immer aber in dem Bewußtsein, daß auch sie ein Dialekt ist, und zwar der „einflußreichen, herrschenden Gesellschaftskreise, die Sprache der Staatsgewalt ꝛc." (Meringer a. a. O.)

Bezüglich des Uebersetzungsproblems ist nun Lichtenbergs Meinung offenbar die, daß die zu symbolisierenden Bedeutungen in der Schriftsprache dieselben seien, wie in der des Volkes, wie sehr auch die Worte selbst unterschieden sein mögen.

Im Zusammenhange mit dem Uebersetzungsproblem steht sichtlich die Bemerkung J. 521 „Bey einer undeutlichen Hand lernt man Buchstaben kennen durch Erkennung der Worte. Ebenso führt der Sinn auf die wahre Bedeutung

---

*) vgl. Rudolf Meringer, Indogermanische Sprachwissenschaft. Lpz. 1903. Seite 43.

der Worte in einer Periode und endlich der Sinn des Capitels auf den von eintzelnen Perioden.“ Dieser Satz spricht ein äußerst fruchtbares Prinzip aller Sprachforschung aus, von dem komplexeren zu dem einfacheren zurückzuschreiten, was man ja zu dem Ausspruch des Aristoteles von der Priorität des Ganzen gegenüber den Teilen in Beziehung setzen kann.

Das aber liegt daran, daß ein teleologisches Moment dabei im Spiele ist: Auch der Sinn ist ein Faktor, der das Ganze konstituiert, auf den Sinn sind alle Elemente als auf das τέλος eingestellt.

Das erwähnte Prinzip hat seine Gültigkeit nicht nur dort, von wo Lichtenberg ausgeht, nämlich der Entzifferung von Handschriften, sondern auch bei dem Verstehen von Schriftwerken fremder Sprachen.

Für das eigentliche Problem der Uebersetzung hat Lichtenberg trotz aller Ansätze nichts bedeutendes Neues zu Tage gefördert. Aber bedeutsam ist doch der Hinweis auf das gesprochene Wort, auf jene feinen Modifizierungen durch Tonfall, Klangfarbe, Akzent usw.

Hierzu noch einige Bemerkungen: A. 89: „Der Verstand eines Wortes wird uns, um mich mathematisch auszudrükken, durch eine Formel gegeben, worinn der Ton die Veränderliche und das Wort die beständige Größe ist.“ Mit „dem Verstand“ des Wortes kann natürlich nur die Bedeutung gemeint sein.

Die Bedeutung des Wortes setzt sich also aus den unveränderlichen Elementen (Buchstaben (!)) zusammen und dem stets veränderlichen Ton ꝛc. d. h. je nach dem Akzent, der sich seinerseits nach dem Zusammenhange richtet, ändert das Wort seine Bedeutung.

Wird hier schon von dem Buchstaben abgesehen und das gesprochene Wort hervorgehoben, so darf es nicht wundernehmen, wenn neben dem Akzent noch andere Begleiterscheinungen der Sprache herangezogen werden. Scherzhaft klingt die Gegenüberstellung in C. 274: „Er spricht mit dem Maule wie der Frantzose, mit Handlungen wie der Englän-

der, mit den Achseln wie der Italiäner oder mit allen dreien wie der Deutsche." Dennoch aber liegt auch hier ein sprachwissenschaftliches Problem verborgen. In welchem Verhältnisse stehen denn diese verschiedenen Redeweisen zu einander? Die Sprache des Mundes, der Gesten und der Mienen, die freilich nicht namentlich erwähnt werden.

Erst sehr spät hat es die Sprachwissenschaft gelernt, auch die nicht mündliche Sprache als Sprache anzusehen. Zugleich werden von Lichtenberg in groben Strichen die Nationalunterschiede herausgestellt, wie er direkt in E. 39. sagt: „Die Sprachen geben keine schwachen Kennzeichen von dem Charakter einer Nation ab."

Mit der Betonung des stetigen Wechsels jeder sprachlichen Aeußerung unter dem Einfluß des Akzentes, der Klangfarbe, des Organs usw. muß schließlich auf die Betrachtung der individuellen Differenzen hineingedrängt werden. So heißt es bereits A. 129: „Es gibt Menschen, die sogar in ihren Worten und Ausdrücken etwas eigenes haben, da doch Redensarten durch eine lange Mode so und nicht anders sind." Und B. 258. heißt es: „So aber reduziert sich jeder Hörer auf seine eigene Sprache und entkräfftet sie nicht sowohl als macht gantz andere Dinge daraus."

Es ist fraglich, ob Lichtenberg hier nicht unter Sprache Gedanken verstanden hat, aber jedenfalls bliebe A. 129. ein kräftiger Beweis dafür, daß Lichtenberg die individuellen sprachlichen Unterschiede von Mensch zu Mensch erkannt und herausgehoben hat.

Freilich die Frage, wie man trotz dieser Differenzen zu einer gemeinsamen Sprache kommt, das wird für Lichtenberg nicht Problem. Allerdings entwickelt er in diesem Zusammenhange die Frage, wie denn bei dieser Verschiedenheit eine Verständigung möglich sei mit dem viel zitierten Satz: „Einen Menschen recht zu verstehen müste man zuweilen der nämliche Mensch seyn, den man verstehen will." Lehnt Lichtenberg hier sichtlich jede absolute Verständigung ab, so wird es doch einigermaßen erstaunen, wie er sich denn zu gleicher Zeit jene Charakteristika universalis, von der sein

ganzes sprach-philosophisches Interesse ausging, gedacht habe.

Setzt doch gerade eine sprachliche Zwischenstufe zwischen Leibniz' Gedankenalphabet und der Sprache des Einzelnen, wie Lichtenberg es plante, notwendig die Möglichkeit einer Verständigung voraus.

Allerdings hält Lichtenberg für möglich: J. 793. „Es könte ein Ohr geben für welches alle Völcker nur e i n e Sprache redeten." Damit hat Lichtenberg wahrscheinlich nur gemeint, daß ein Mensch alle Sprachen verstehen könnte, d. h. daß eine Verständigung möglich sei, wenn eben die Worte zugleich die Bedeutungen selbst wären, wenn man in Begriffen und nicht in Worten redete.

Es ist immerhin möglich, daß Lichtenberg sich die Schwierigkeiten der Verständigung in unendlicher Reihe abnehmend dachte, bis die Schwierigkeit schließlich unendlich klein wird, liebte er doch gerade die Uebertragung des Maximalen und Minimalen auf nicht-mathematische Gebiete. (vgl. A. 2.).

So wäre also eine relative Verständigungsmöglichkeit gesichert, ohne die alles Sprechen keinen Sinn mehr hätte. Anders wendet sich die Frage der Verständigungsmöglichkeit in S. II. 138,5. er sagt: „Welches sind die Zeichen, wodurch man sich einem künftigen Menschengeschlechte wieder verständlich machen könnte?"

In der Tat ist diese Frage ja bei Gelegenheit der Entzifferung der Hieroglyphen, die Lichtenberg hier erwähnt, akut geworden. Möglich wird eine derartige Entzifferung nur durch das Betreten des Weges, den Lichtenberg selbst gewiesen hat: er besteht in dem Rückschreiten vom Komplexe zum Element sowie in dem Rücksichtnehmen auf die mögliche Bedeutung, was nur zwei Seiten desselben Sachverhaltes sind.

Vor der Erwähnung der Hieroglyphen steht die Bemerkung: „Es müßte eine Sprache sein, die Kinder und Philosophen verbände." Eine derartige Sprache würde absolut verständlich sein.

Mit den „Philosophen" zielt Lichtenberg auf jene Be-

mühungen, die Wörter zugleich zu Definitionen zu machen, vgl. K. 19. 20. 21. auch J. 1313.) die er dort allerdings ablehnt. Könnte es eine Sprache geben, die nur aus Worten bestände, die zugleich Definitionen wären, d. h. nicht nur ein Merkmal des wiederzugebenden Begriffes in sich enthielten, sondern alle, (so dürfen wir aus K. 19. ꝛc. ergänzen), so würde diese Sprache allgemein verständlich sein, weil sie eben die Verwandtschaft nicht der Wörter, sondern der Bedeutungen aufwiese. Diese Sprache aber würde eine Charakteristika universalis im Sinne Leibniz' sein.

Zugleich sollte sie aber die Sprache der Kinder hinzuziehen, d. h. diese philosophische Sprache sollte den Bestand an lautlichen Kombinationen der Kindersprache entnehmen. Wahrscheinlich hat Lichtenberg dabei die geräuschnachahmende Sprache des Kindes im Auge.

Nur ein Faktor bleibt unberücksichtigt, den Lichtenberg schon bei der Kindersprache außer Acht ließ, da er sie mit der philosophischen Sprache zusammenstellt: der Faktor der Nachahmung, der Uebernahme des vorhandenen Wortschatzes.

Mag dieser Gedanke Lichtenbergs an sich eine Verirrung bedeuten, so ist doch immerhin bedeutsam, daß er — so viel ich weiß — zu allererst die Kindersprache in die Betrachtung sprachwissenschaftlicher Probleme gerückt hat, so unmethodisch er auch immer darauf gekommen sein mag. Wesentlich ist jedenfalls, daß er bei der Betonung der individuellen und nationalen Differenzen der Sprache doch das Problem der Gesamtsprache wieder ins Auge faßt, und so zu dem Problem zurückkehrt, von dem er zu allen Fragen der Sprachwissenschaft gekommen ist.

Das aber, was Leibniz in dem ganzen Umfang des ursprünglichen, gewaltigen Planes in der Charakteristika aus sachlichen Gründen nicht zu Ende führen konnte, das konnte Lichtenberg in sprachlicher Beziehung nicht glücken.

Einmal lag das in der unmethodischen Art seines Denkens, dann aber doch auch in der Schwierigkeit der Sache. Denn gerade Lichtenberg hatte denjenigen Faktor, der eine ab-

solute Verständigung unmöglich machen muß, herausgestellt, den modifizierenden Einfluß der individuellen Differenzen, sowie des nationalen Einflusses.
Jedenfalls ist es bedeutsam, daß er bei seiner immerhin nicht in die Tiefe gehenden philosophischen und philologischen Schulung Ideen und Prinzipien vorweggenommen hat, an die die Wissenschaft damals noch lange nicht heranreichte. Vor allem wichtig ist die Herausarbeitung des Problems des Verhältnisses von Wort und Bedeutung, von Lautkomplex und gedanklicher Relation. Dies Problem ist in unsern Tagen wieder mit neuen Methoden in Angriff genommen worden.

Hält man sich all das gegenwärtig, und bedenkt man ferner, daß Lichtenbergs Gedanken ständig und überal eine sprach-philosophische Färbung haben, wie ferner bei der Definition, den Außendingen, und wie bei jeder Lektüre eines philosophischen Autors immer das sprachliche und spraphilosophische Interesse lebendig ist, so wird man die Bedeutung der Sprachphilosophie für Lichtenberg zu beurteilen wissen, ganz abgesehen von dem ständigen Interesse, daß Lichtenberg an allen Fragen des Styles hatte, ein Problem, das die ästhetische Seite der Sprachphilosophie berührt. Dies aber näher zu erforschen, würde Aufgabe einer Untersuchung über Lichtenbergs ästhetische Anschauungen sein, die mit Vorsatz aus dem Problemkreise dieser Arbeit ausgeschlossen worden ist.—

I. Allgemeines.

1) Ernst Cassirer, „Das Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der neueren Zeit" Berl. 1906/7. 2 Bde.

Kuno Fischer, „Geschichte der neueren Philosophie" 2. Aufl. Bd. I. 1. Und Jubiläumsausgabe Bd. III. Heidelb. 1902.

W. Windelband, „Die Geschichte der neueren Philosophie" Lpz. 1878/80. Bd. 1 & 2.

— —, „Lehrbuch der Geschichte der Philosophie" Tübingen 1910 5. Aufl.

Karl Vorländer, „Geschichte der Philosophie" Lpz. 1911. Bd. 1 & 2.

Max Dessoir, „Geschichte der neueren deutschen Psychologie" 2. Aufl. Berl. 1902. Bd. 1.

F. A. Lange, „Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart" Lpz. Kröners Volksausg. s. d.

W. Wundt, „Grundriß der Psychologie" 9. Aufl. Lpz. 1909.

A. Riehl, „Der philosophische Kritizismus, Geschichte und System" Lpz. 1908. 2. Aufl. Bd. 1.

H. Diels, „Die Fragmente der Vorsokratiker" 2. Aufl. Berl. 1906-07-10.

R. Eucken, „Bayle und Kant, Beiträge zur Einführung in die Geschichte der Philosophie". 1906.

D. Fr. Strauß, „Voltaire" 6 Vorträge, ed. Landsberg Leibz. Kröner.

Kants Werke ed. K. Rosenkranz und Schubert 12 Bde. 1842. Lpz. 11. Band.

Kants gesammelte Schriften hrg. von der kgl. preuß. Akademie der Wissensch. Berl. I. Abt. Bd. 3 (1904) II. Abt. (Briefe).

2) J. H. Jördens, „Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten" Lpz. 1806-11. 3. S. 334-364.
Karl Goedeke, „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung" 2. Aufl. Dresden Bd. 4.
Max Koch, „Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart" (Voigt und Koch) Lpz. & Wien 1907 2. Aufl.
G. G. Gervinus, „Geschichte der deutschen Dichtung" 5. Aufl. 5. Bd. Lpz. 1874.
„Bibliographie der deutschen Zeitschriften und Litteratur" Lpz. 1897 ff.
R. Unger, „Hamann und die Aufklärung" Jena 1911.
E. Schmidt, „Lessing, Geschichte seines Lebens und seiner Werke" 2. Aufl. Berl. 1899. 2 Bde.
Adolf Strodtmann, „Briefe von und an Gottfried August Bürger" Berl. 1874. 4 Bde.
R. Ischer, „Georg Zimmermanns Leben und Werke" Bern 1893.

3) Delbrück, „Einleitung in das Studium der indogermanischen Sprachen" 5. Aufl. Lpz. 1908.
O. Schrader, „Sprachvergleichung und Urgeschichte" 3. Aufl. Jena 1907. 2 Bde.
R. Meringer, „Indogermanische Sprachwissenschaft" Lpz. 1903
R. M. Meyer, „Kunstsprachen" Indogermanische Forschungen Bd. 12.

II. Lichtenberg-Litteratur.

Ausgaben*):

*1) „Lichtenbergs auserlesene Schriften" hrg. Chr. G. Krause mit Kupfern von Chlodowiecky, Bayreuth 1800.

*) Von Einzeldrucken wird hier abgesehen.
Die mit * versehenen Schriften sind für die vorliegende Arbeit verwendet worden.

2) Jördens, „Georg Christoph Lichtenbergs Ideen, Maximen und Einfälle“ Lpz. 1827.

*3) „Georg Christoph Lichtenbergs vermischte Schriften nach dessen Tode gesammelt und herausgegeben von Ludwig Christian Lichtenberg und Friedrich Kries“. Göttingen 1803 9 Bände, Bd. 6-9 „physikalische und mathematische Schriften“.

*4) „Georg Christoph Lichtenbergs vermischte Schriften, Neue vermehrte von dessen Söhnen veranstaltete Original-Ausgabe.“ Göttingen. 1844. 8 Bde. Bd. 1 und 2 enthalten Aphorismen. Sogenannte „Original Ausgabe der Schriften“ („N. O. A.“). In dieser Arbeit als „vermischte Schriften“, gewöhnlich mit der Abkürzung zitiert: S. I. 89. 2c.

*5) hierzu Bd. 9-14 enthalten die „Ausführlichen Erklärungen der Hogarthischen Kupferstiche“, ohne Kupfer. Gött. 1850-54.

*6) Franz Kottenkamp, „William Horgarth's Zeichnungen mit der vollständigen Erklärung derselben von G. Chr. Lichtenberg. 2. Aufl. Stuttgart 1857.

7) „Hogarth Kupferstiche mit verkleinerten aber vollständigen Copien derselben von E. Riepenhausen und G. C. Lichtenberg“ 8° und folio, Gött. (2. Aufl.) 1853.

*8) Eugen Reichel (Eugen Leyden) „Georg Christoph Lichtenbergs ausgewählte Schriften“ Leipz. Reclam.

*9) Fel. Bobertag, „Lichtenberg“ (Auswahl) Kürschners Nationalliteratur. Bd. 141

10) Eduard Griesebach, „Georg Christoph Lichtenberg's Gedanken und Maximen. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit einer biographischen Einleitung.“ Lpz. 1871.

11) Ad. Wilbrandt, „Georg Christoph Lichtenbergs ausgewählte Schriften“ Stuttgart 1893.

*12) Friedrich Lauchert „G. Chr. Lichtenberg's schriftstellerische Tätigkeit in chronologischer Uebersicht dargestellt. Mit Nachträgen zu Lichtenberg's „Vermischten Schriften“ und textkritischen Berichtigungen.“ Gött. 1893.

*13) Albert Leitzmann, „Briefwechsel zwischen Goethe und Lichtenberg“ Goethe-Jahrbuch Bd. 18. Seite 32-48. 1897.

Zum 100jährigen Todestag erschienen:

14) Eduard Griesebach, „G. C. Lichtenbergs Briefe an Dieterich. (1770-1798)“ Gött. 1899.

*15) Albert Leitzmann, „Aus Lichtenbergs Nachlaß (Aufsätze, Gedichte, Tagebuchblätter, Briefe). Zur hundertsten Wiederkehr seines Todestages“ Weimar 1899.

*16) Rudolf Focke, „Chlodowiecki und Lichtenberg“ (1778-1783) Lpz. 1901. Seite 5-28.

*17) Albert Leitzmann und Carl Schüddekopf, „Lichtenbergs Briefe“ Gött. Bd. I. 1901, Bd. II. 1902. B: 1904. (zitiert: Br. I. 253 rc. oder Br. Nr. 76.)

*18) Erich Ebstein, „Aus G. C. Lichtenbergs Correspondenz“ Stuttgart 1905.

*19) — —, „Lichtenbergs Mädchen. Mit ungedruckten Briefen Lichtenbergs“ Süddeutsche Monatshefte IV, Seite 14—29. 1907.

*20) E. Ebstein, „Aus den ungedruckten Tagebüchern G. C. Lichtenbergs“ Südd. Monatsh. 1902. Heft III. Seite 355—357.

*21) Wilhelm Herzog, „Georg Christoph Lichtenberg, Gedanken, Satiren, Fragmente“ Jena 1907. 2 Bde.

*22) Albert Leitzmann, „Georg Christoph Lichtenbergs Aphorismen, nach den Handschriften herausgegeben. Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts Nr. 123. 131. 136. 140. 141. Berlin 1902. 1904. 1906. 1908. zitiert nach den Buchbezeichnungen z. B. A. 23. oder Ka4. rc.

*23) — —, „Georg Christoph Lichtenberg. Aphorismen. Ausgewählt und eingeleitet.“ Inselbücher 1913.

Schriften über Lichtenberg*).

nach Jördens a. a. O.

24) „Elogium G. C. Lichtenberg in concessu Soc. reg. scientiarum recitavit A. G. Kaestner." Gött. 1799. vgl. Allgem. Lit. Zeitung 1799, Bd. 3. Nr. 224. Seite 135 f.

*25) Pütter, „Versuch einer Geschichte der Universität Göttingen." Teil 2. Abschn. 126. Teil 3. Seite 66—69. (1791!).

26) Hannöversche Magazin 1799. Seite 657.

27) Scherers allgem. Journal der Chemie 1799. Bd. 3. Seite 609.

28) Schlichtegrolls Nekrolog II. 97—220.

29) Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Deutscher d. 18. Jhrh. Seite 216—220.

30) Sam. Baurs Gallerie historischer Gemälde aus dem 18. Jhrh. Teil 6. Seite 258—264.

31) Falks kleine Abhandlungen die Poesie und Kunst betreffend. Seite 75—100.

32) Fülleborns Beiträge zur Gesch. d. Philosophie Stck. 8, 180—183.

33) Poelitz, Praktisches Handbuch zur Lektüre der Deutschen Klassiker 2 Seite 350. f.

34) Meusels Gelehrtes Deutschland oder Lexicon der jetzt lebenden Schriftsteller, Ausgabe 5. Bd. 4. Seite 442—445. Bd. 10, Seite 200. Bd. 12. Seite 355 f.

*35) Jakobi, „Ueber eine Weissagung Lichtenbergs (von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung) (Ausgewählte) „Werke" Bd. III. Seite 197—247. 1816. (Zuerst gedr. 1801.) Lpz.

Nach Goedekes Grundriß 4, 239:

36) Poppe, „Einige Züge aus Lichtenbergs Leben". Morgenblatt 1812. N. 299.

---

*) man vgl. außerdem immer die Einleitungen der Herausgeber der Schriften. Auf die Erwähnungen in Compendien der Litteraturgeschichte sowie der Geschichte der Philosophie wird nicht ausdrücklich hingewiesen.

37) K. Goedeke, „Elf Bücher Deutscher Dichtung &c.“ Lpz. 1849. 2, 197.

38) Eduard Grisebach, „Gesammelte Studien die deutsche Litteratur seit 1770 betreffend.“ 3. Aufl. Lpz. 1884. Seite 11—79.

*39) W. Heß, „Lichtenberg“ in der Allgemeinen deutschen Biographie 1883, 18, 537. ff.

*40) Richard M. Meyer, „Jonathan Swift und G. Ch. Lichtenberg, zwei Satiriker des 18. Jhrh.“ Berlin 1886.

41) H. Döring, Lebensumrisse, Quedlinburg 1840.

*42) Gervinus, Deutsche Dichtung 5. Aufl. Bd. V. Seite 194—206. 1874.

*43) Max Koch, „G. Ch. Lichtenberg“ in Ersch und Gruber 43, 348. ff.

*44) Eugen Reichel, „Lichtenberg und Goethe“, ein Beitrag zur Goethe-Forschung“ in der „Gegenwart“ Bd. 34. Seite 7 ff. und Seite 26 f. Berlin 1888.

*45) Vgl. dazu: A. Leitzmann im Goethe Jahrb. 18, 48. und:

*46) Goethe Jahrb. 10, 328.

*12) F. Lauchert, „Lichtenbergs schriftstellerische Tätigkeit in chronologischer Uebersicht“ Gött. 1893.

47) A. Wilbrandt, „G. C. Lichtenberg“, Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ München 1893.

48) L. Sohncke, „Lichtenberg und die Physik vor hundert Jahren“, Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ München 21/3. 1897.

Zum 100jährigen Todestage 1899 erschienen:

*49) A. Neumann, „Lichtenberg als Philosoph und seine Beziehungen zu Kant“ Kantstudien. Bd. IV. 61—68. 1900.

*50) Friedrich Schaefer, „G. Christoph Lichtenberg als Psychologe und Menschenkenner“ Lpz. 1899.

*15) A. Leitzmann, „Aus Lichtenbergs Nachlaß“ Weimar 1899. Vgl. bes. die Einleitung und die Anmerkungen.

51) R. A. Fritzsche, „G. Chr. Lichtenberg“ in der „Nation“, Wochenschrift f. Politik, Volkswirtschaft und Litteratur. Berlin 1899.
52) Kohut, „Lichtenberg Gedenkblatt“ Illustr. Zeitg. Lpz. 1899. Nr. 2905.
53) J. Peter, „Ein deutscher Humorist, z. 100. Geburtstage Lichtenbergs“ Wissensch. Beilage z. Leipz. Illustr. Zeitg. 1899.
54) R. Specht, „Lichtenberg“ in der „Wage“, Wiener Wochenschrift Nr. 9. Wien 1899.
55) ?, „Zu Lichtenbergs Gedächtnis“, Beilage zur „Allgem. Zeitg“ München Nr. 47. 1899.
56) H. Michel, „Lichtenberg“ in „Magazin für Litteratur“ Nr. 8. Berlin 1899.
57) S. Günther, „G. C. Lichtenberg und die Geophysik“ Abhdl. der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien. 1. Bd. 119—135. Wien 1900.
58) E. Ebstein, „Ein Beitrag zu Lichtenbergs Aufenthalt in Gött. „Hannoversche Gesch.-Blätter Nr. 8. Hannover 1900.
*59) Gustav Glück, „Georg Christoph Lichtenberg“ in „Nord und Süd“ Bd. 94. 353—374. Breslau 1900.
*60) E. Ebstein, „Aus G. C. Lichtenbergs Correspondenz“ Stuttg. 1905. Vgl. bes. die Einf. 1—8.

Daraus entnehme ich noch folgendes:
64) Paul Leverkühn, „Ornithologisches aus Lichtenbergs Werken“ in „Zoologischen Garten“ 32. Jahrgang, Nr. 4, 5, 6 Jahrg. 41. Nr. 5.
62) Th. Poppe, in der „Deutschen Rundschau“ Dezember 1901.
63) Chr. Pfaff, „Joh. Friedr. Pfaff usw.“ Lpz. 1853.
64) E. Ebstein, „Lichtenberg und Chr. H. Pfaff“ in: „Janus“ Nov. 1904.
*65) E. Hoppe, „Geschichte der Elektrizität“, S. 71. ff. 89. ff. 128. 1884.
*66) H. Müller, Studien zur Geschichte der Mathematik,

insb. des mathematischen Unterrichts an der Universität Göttingen im 18. Jahrh." in: „Abh. d. math. Wiss. usw. Lpz. 1904.
67) W. Böhm, „Lichtenbergs Aphorismen", National-Ztg. Berlin. 16/4. 1903.
*68. Robert Saitschick, „Deutsche Skeptiker, Lichtenberg und Nietzsche, zur Psychologie des neueren Individualismus" Berl. 1906.
*19) E. Ebstein, Lichtenbergs Mädchen", Süddeutsche Monatshefte IV, 14—29. 1907. vgl. dazu:
*69) E. Ebstein, „Ein neuer Beitrag zu Lichtenbergs Mädchen", Zeitschr. f. Bücherfreunde. Neue Folge. 3. Jhrg. S. 374.
70) W. Herzog, „G. Chr. Lichtenberg" im „Blaubuch" Nr. 17. Bd. Ilgenstein. Berlin 1908.
71) R. Schmidt-Gruber, „Lichtenberg im 20. Jhrh. in „Ueber den Wassern" 183—186. Münster 1908.
*72) Walter Hofstaetter, „Das Deutsche Museum und das neue Deutsche Museum" in den „Probefahrten XII. Bd. Lpz. 1908. vgl. bes. S. 21. 38. 54. 60 ff. 76. 89. 94. 96—98. 105. 107. 110. 123. 151. 173 f. 185. 222.
73) G. Drinkgraeve „Lichtenbergs Skeptizismus" in den „Grenzboten" Nr. 25. 1910.
74) A. Leitzmann, „Neues von Lichtenberg" Ztsch. für Bücherfr. N. F. Jahrg. IV. 3. 1912.
75) W. Rothert, „Lichtenberg" in „allgem. hannoverschen Biographie. 1912. S. 202—209.
*76) H. Kluge, Pädagogische Gedanken Lichtenbergs" im „Jahrbuch des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik" ed. Prof. Rein. Jahrg. 44. Dresden 1912.
*77) Walter Berendson, „Stil und Form der Aphorismen Lichtenbergs, ein Baustein zur Geschichte des deutschen Aphorismus." Kiel 1912.
*78) Wilhelm Diehl, „Kleine Beiträge zur Jugendgeschichte Lichtenbergs" Süddeutsche Monatshefte. 10, 68—77. 1913.